

Marion Keller

Pionierinnen der empirischen Sozialforschung im Wilhelminischen Kaiserreich

Geschichte

Wissenschaft, Politik und Gesellschaft – Band 8

Franz Steiner Verlag



Marion Keller
Pionierinnen der empirischen Sozialforschung
im Wilhelminischen Kaiserreich

Wissenschaft, Politik und Gesellschaft

Herausgegeben von Rüdiger vom Bruch
(†)

Band 8

Marion Keller

**Pionierinnen der
empirischen Sozialforschung im
Wilhelminischen Kaiserreich**



Franz Steiner Verlag Stuttgart

Mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft e. V. und dem Deutschen Akademikerinnenbund e. V.



Coverabbildung: Gertrud Dyhrenfurth (Mitte) und die Belegschaft des Ritterguts Jakobsdorf um 1928, Universitätsarchiv Tübingen, UAT 359/2000

Siegelziffer D.30

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2018

Druck: Offsetdruck Bokor

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11985-6 (Print)

ISBN 978-3-515-11989-4 (E-Book)

INHALT

I EINLEITUNG	7
1 Thema und Forschungsstand.....	7
1.1 Thema.....	7
1.2 Forschungsstand.....	11
2 Forschungsfrage, Forschungsmethode, Vorgehensweise, Quellenlage und Aufbau der Arbeit	12
2.1 Forschungsfrage und Forschungsmethode.....	12
2.2 Vorgehensweise	14
2.3 Quellenlage	22
2.4 Aufbau der Arbeit	25
II DIE AUTODIDAKTINNEN	26
1 Empirische Sozialforschung von Frauen um 1900	26
1.1 Entstehungskontexte und Rahmenbedingungen	26
1.2 Methodische Bezugspunkte	29
1.3 Theoretische und politische Bezugspunkte.....	37
2 Elisabeth Gnauck-Kühne (1850–1917).....	44
2.1 Sozialwissenschaftlerin, Sozialpolitikerin und Pädagogin	44
2.2 Wissenschaftliches und publizistisches Werk.....	87
2.3 Zwischenresümee.....	122
3 Gertrud Dyhrenfurth (1862–1946).....	126
3.1 Sozialwissenschaftlerin, Sozialreformerin und Gutsfrau	126
3.2 Empirische Studien über Heimarbeiterinnen und Frauen in der Landwirtschaft	177
3.3 Zwischenresümee.....	223
III DIE PROMOVEDINNEN	227
1 Empirische Sozialforschung von Frauen am Ende des Wilhelminischen Kaiserreichs	227
1.1 Rahmenbedingungen und Entstehungskontexte	227
1.2 Die Beteiligung von Frauen an den Auslese- und Anpassungsstudien des VfS	228
1.3 Der Werturteilsstreit und die Sozialforschung von Frauen.....	233

2 Rosa Kempf (1874–1948).....	238
2.1 Frauenrechtlerin, Sozialwissenschaftlerin und Pädagogin.....	238
2.2 Empirische Studien zu Fabrikarbeiterinnen und landwirtschaftlicher Frauenarbeit	261
3.3 Zwischenresümee	283
3 Marie Bernays (1883–1939)	285
3.1 Max-Weber-Schülerin, Frauenrechtlerin, DVP-Politikerin und Gründungsdirektorin der Sozialen Frauenschule Mannheim	285
3.2 Erfolgreiche Umsetzung eines Forschungsprogramms.....	319
3.3 Zwischenresümee	350
IV SCHLUSS	353
V DANKSAGUNG	358
VI ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS.....	360
VII QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS	362
Ungedruckte Quellen	362
Gedruckte Quellen	363
Schriften von Elisabeth Gnauck-Kühne.....	363
Schriften von Gertrud Dyhrenfurth.....	370
Schriften von Rosa Kempf.....	375
Schriften von Marie Bernays	379
Literatur.....	384
VIII BILDANHANG	429

I EINLEITUNG

1 THEMA UND FORSCHUNGSSTAND

1.1 Thema

Bei einer Veranstaltung des *Vereins Berliner Volksschullehrerinnen* im Februar 1892 wandte sich Elisabeth Gnauck-Kühne mit folgenden Worten an ihre Zuhörerinnen:

„Sie alle brauchen nur die Hand auszustrecken, und rechts und links finden Sie Anschluss an (...) Berufsgenoss[inn]en, finden Aussprache, Meinungsaustausch, Anregung, Förderung. – Mir ist es nicht so gut gegangen. Ich bin in meinem engen Kreise Pionier[in] gewesen und habe einsam auf Vorposten gestanden.“¹

Das Bewusstsein, „einsam auf Vorposten“ zu stehen, das Gnauck-Kühne hier auf ihre Zeit als Lehrerin bezog, traf in einem wesentlich größeren Maß auch auf ihre Arbeit als Sozialforscherin zu. Denn sie führte während des Wilhelminischen Kaiserreichs aufwendige empirische Untersuchungen zur Lage der Frauen und zu Frauenarbeit durch – zu einem Zeitpunkt, als Frauen noch weitgehend von höherer Bildung und politischen Rechten ausgeschlossen waren. Die Sozialforschung Gnauck-Kühnes sowie die anderer Frauen wurde um 1900 nicht nur in Deutschland von einer sozial interessierten Öffentlichkeit, der Frauenbewegung und nationalökonomischen Fachkreisen mit großer Aufmerksamkeit verfolgt, diskutiert und anerkannt.² Der Nationalökonom Heinrich Herkner (1863–1932) widmete dem Thema sogar seine Antrittsvorlesung an der Universität Zürich, wobei er ausdrücklich die Bedeutung der Sozialforscherinnen für die Entwicklung des Fachs betonte:

- 1 Gnauck-Kühne in ihrem Vortrag „Der Segen der Gemeinschaft“, gehalten im Verein Berliner Volksschullehrerinnen, 15. Februar 1892, zitiert nach Simon, Helene (1928a), S. 41.
- 2 Auf die Pionierleistung der ersten Sozialforscherinnen haben Ende der 1920er Jahre mehrere Protagonistinnen der Frauenbewegung hingewiesen, so z. B. Altmann-Gottheiner (1931), S. 211; Simon, Helene (1929), S. 129; Weber, Marianne (1984[1926]), S. 263–264; Lüders, Marie Elisabeth (1962), S. 49–50. Die hier vorgestellten Pionierinnen der empirischen Sozialforschung werden abwechselnd als Soziologinnen, Nationalökonominnen, Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialforscherinnen bezeichnet. Das entspricht sowohl ihrem Selbstbild als auch der Entwicklung der Fachgeschichte(n) der Wissenschaften, die sich mit der „sozialen Frage“ beschäftigten. Soziologie als eigenständiges Studienfach etablierte sich an deutschen Universitäten erst ab Ende der 1920er Jahre, eine fachspezifische Profilierung der empirischen Sozialforschung erfolgte in Deutschland erst nach 1945. Siehe hierzu Käsler (1984), S. 158–163; Schad (1971); Kern, Horst (1982), S. 202–207. Zur Entstehung und Verwendung des Begriffs „soziale Frage“ in Deutschland siehe Pankoke (1970).

„Jedem, der für die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Literatur einiges Interesse empfindet, muss die Thatsache aufgefallen sein, dass neuerdings auch Frauen nationalökonomische Studien eindringlich und zum Teile mit großem Erfolge betreiben. Man trifft ihre Arbeiten nicht nur in der Tagespresse oder in den Organen der Frauenbewegung an, nein, selbst die Redaktionen der vornehmsten gelehrten Fachzeitschriften, in Deutschland z. B. der Schmoller'schen und Conrad'schen Jahrbücher sowie des Braun'schen Archivs, haben Frauen in den Kreis ihrer Mitarbeiter aufgenommen. (...) Wir schulden [so Herkner einige Seiten später] Frauen bereits eine Reihe von Arbeiten, die nicht ausgeschaltet werden können, ohne wichtige Glieder in der Kette der nationalökonomischen Forschungen preiszugeben, ohne den Stand unseres Wissens empfindlich zu verletzen.“³

Im Folgenden werden vier Pionierinnen näher betrachtet, die wichtige Impulse zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung setzten und gleichzeitig zu Wegbereiterinnen des sozialwissenschaftlichen Frauenstudiums und der Sozialen Arbeit wurden: Elisabeth Gnauck-Kühne (1850–1917), Gertrud Dyhrenfurth (1862–1946)⁴, Rosa Kempf (1874–1948) und Marie Bernays (1883–1939). Gnauck-Kühne erregte mit ihrer Feldforschung zu Fabrikarbeiterinnen und ihren sozialstatistischen Analysen zu Frauenarbeit große öffentliche Aufmerksamkeit. Die Gutsfrau Dyhrenfurth, eine Freundin und enge Mitstreiterin Gnauck-Kühnes im *Evangelisch-sozialen Kongress* (ESK), erforschte die Lage der Heimarbeiterinnen und der Frauen in der Landwirtschaft. Sie wurde als eine der ersten Frauen in Deutschland mit einem Ehrendokortitel ausgezeichnet. Die sozialen Studien von Kempf und Bernays zur Fabrikarbeiterschaft entstanden im Kontext der Enquete des *Vereins für Sozialpolitik* (VfS) über die Auslese und Anpassung der Arbeiter in den verschiedenen Zweigen der Großindustrie, die als eine der bedeutendsten Untersuchungen der empirischen Sozialforschung im Kaiserreich gilt. Alle vier waren außerdem Gründermütter der sozialen Berufsarbeit. Mit ihren Biographien und ihrem Werk sind sie besonders eindrückliche Beispiele für die Wahlverwandtschaft zwischen der neu entstehenden Disziplin der Soziologie und den ersten Sozialwissenschaftlerinnen der Jahrhundertwende, auf die Viola Klein (1908–1973) in ihrer wissenschaftssoziologischen Arbeit „The Feminine Character“ (1946) hingewiesen hat:

„There is a peculiar affinity between the fate of women and the origin of social science, and it is no mere coincidence that the emancipation of women should have started at the same time as the birth of sociology. Both are the result of a break in the established social order and of radical changes in the structure of society: and, in fact, the general interest in social problems

- 3 Herkner (1899), S. 3 und S. 28. Die Rechtschreibung der zitierten Originaltexte wurde hier und im Folgenden weitgehend beibehalten. Die von Herkner angeführten Publikationen wurden nach ihren prominenten Herausgebern benannt: das „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reich“ nach Gustav Schmoller (1838–1917), die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ nach Johannes Conrad (1839–1915) und das „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik“ (ab 1904 „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“) nach Heinrich Braun (1854–1927).
- 4 Herkner verweist in seiner Rede mehrfach auf Gnauck-Kühnes und Dyhrenfurths Beitrag zur Fachentwicklung. Vgl. Herkner (1899), S. 25, S. 27f., S. 32, S. 34, S. 36, S. 40 und S. 43f.

to which these changes gave rise did much to assist the cause of women. (...) But the relation of woman's emancipation to social science does not only spring from a common origin; it is more direct: the humanitarian interests which formed the starting-point of social research, and practical social work itself, actually provided the back-door through which women slipped into public life".⁵

Den Ausgangspunkt für die Entwicklung der Sozialwissenschaften, der Frauenbewegung und den Einzug der Frauen in die Wissenschaft bildete der Aufstieg der „sozialen Frage“ als gesellschaftliches und wissenschaftliches Problemfeld. Die Geschlechterfrage war Kern und Teil der sozialen Frage. Sie stand im Zentrum der soziologischen Klärungsversuche über das Verhältnis von Tradition und Moderne, von Gemeinschaft und Gesellschaft, von sozialer Differenzierung und Integration.⁶ Ihre empirischen Untersuchungen über die soziale Lage der Arbeiterinnen nutzten die Pionierinnen, um – so das Bild von Viola Klein – gewissermaßen durch die Hintertür in den ihnen verwehrteten Bereich der Wissenschaften und der Öffentlichkeit zu schlüpfen. Sich zwischen bürgerlicher Sozialreform und Frauenbewegung bewegend, entstand ihre Sozialforschung an der Schnittstelle zwischen akademischer Wissenschaft und praktischer sozialpolitischer und Sozialer Arbeit.⁷ Die von Klein angeführte „Wahlverwandtschaft“, die Berührungspunkte und Überschneidungen zwischen der Frauenbewegung und der entstehenden Soziologie, die zu für beide Seiten fruchtbaren Wechselwirkungen geführt hat, wurde für Deutschland bisher überwiegend im Zusammenhang mit Marianne und Max Weber (1864–1920) und dem Dialog zwischen Marianne Weber (1870–1954) und Georg Simmel (1858–1918) untersucht.⁸ Mit der vorliegenden Arbeit wird die Beteiligung von bisher wenig beachteten Soziologinnen sichtbar gemacht. Mit ihnen werden zudem Gustav Schmoller, Heinrich Herkner, Lujo Brentano (1844–1931), Max Sering (1857–1939) und Robert Wilbrandt (1875–1954) als Förderer des sozialwissenschaftlichen Frauenstudiums ins Blickfeld gebracht, die in diesem Zusammenhang ebenfalls noch keine größere Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben.

Diese Wahlverwandtschaft ist bei Gnauck-Kühne, Dyhrenfurth, Kempf und Bernays besonders ausgeprägt. Mit ihrer An- und Einbindung in die Organisationen, Netzwerke und Strukturen der Frauenbewegung(en) und Sozialreformbewegung(en), mit ihrer sozialreformerischen Haltung sowie ihrer auf die Arbeits- und Lebensbedingungen von Frauen konzentrierten Themenwahl stellten sie eine ein-

5 Klein, Viola (1946), S. 17. Auch prominente Protagonistinnen der zeitgenössischen Frauenbewegung wie Helene Lange (1928[1897]) wiesen bereits darauf hin, dass die entstehenden Sozialwissenschaften das öffentliche „par excellence“ Feld war, auf dem Frauen die Grenze zur Öffentlichkeit überschreiten konnten.

6 Gerhard (1998), S. 344; Wobbe (1997), S. 12f.; vgl. Kandal (1989), S. 4.

7 Meyer-Renschhausen bezeichnet die wechselseitige Beziehung zwischen Soziologie, Sozialer Arbeit und Frauenbewegung auch als eine Art Familiengeschichte; vgl. Meyer-Renschhausen (1994; 1996).

8 Siehe vor allem Wobbe (1997; 1998); Lichtblau (1992; 1996); Gilcher-Holtey (2004); Roth (1989).

flussreiche Gruppe der an der Nationalökonomie und der sozialen Frage interessierten Frauen während des Wilhelminischen Kaiserreichs dar. Ihre Untersuchungen zeichneten sich durch eine aufwendige, gründliche und zugleich innovative methodische Vorgehensweise sowie durch eine breite Resonanz in der zeitgenössischen Fach-, Sozialreform- und Frauenbewegungspresse aus. Die Arbeiterinnenfrage wurde zum „Kreuzungspunkt von Soziologie und Frauenfrage“⁹, denn die Analyse der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiterinnen beleuchtete gleichzeitig die geschlechtsspezifischen strukturellen Ungleichheiten der Gesellschaft. Alle vier verstanden sich als Soziologinnen, und mit Ausnahme von Kempf gehörten sie zu den ersten Mitgliedern der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (DGS). Gnauck-Kühne hatte bereits 1909 den Gründungsauftrag der DGS unterschrieben, sie war zunächst unterstützendes und ab Oktober 1910 – als eine von nur zwei Frauen – ordentliches Mitglied der DGS. Dyhrenfurth war von 1910 bis 1914, Bernays von 1912/13 bis 1922 unterstützendes Mitglied.¹⁰

Diese Arbeit greift mit dem Begriff der „Pionierinnen“ das Selbstbild von Gnauck-Kühne, Dyhrenfurth, Kempf und Bernays auf, denn diese waren sich – wie viele andere wissenschaftlich gebildete Frauen der damaligen Zeit – ihrer Ausnahmestellung durchaus bewusst. Sie bezeichneten sich selbst als „Pioniere“, die erfolgreich die „Schwierigkeiten, die mit den Anfängen einer bahnbrechenden Arbeit verbunden sind“, bewältigt haben.¹¹ Auch nachdem der Weg zu einem regulären Studium für Frauen in Deutschland ab 1909 offen stand und sich die Nationalökonomie nach der Jahrhundertwende sogar zu einer Art „Modestudium“ für Frauen entwickelt hatte, blieb das Gefühl, Pionierleistungen beim Kampf um die Berufsarbeit von Frauen zu vollbringen und Wegbereiterin zu sein, weiterhin bestimmend.¹² Weil ein spezifischer Arbeitsmarkt fehlte, wurden Nationalökonominnen noch während der Weimarer Republik in der Berufsberatungsliteratur als „Pioniere“ bezeichnet. Die Absolventinnen, so wurde betont, müssten sich ihrer Sonderstellung bewusst sein, eine besonders bahnbrechende Aufgabe zu erfüllen, die nur mit „sicherem Auftreten“ und mit hartem, zähem Willen, Anpassungsfähigkeit und der Bereitschaft, ein Stück Überzeugung zu opfern, zu erreichen sei.¹³

9 Altmann-Gottheiner (1931), S. 215.

10 Vgl. die Mitgliedslisten der DGS, in: Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel (SHLB), Nachlass Ferdinand Tönnies, Cb. 54.61: 1.2.12 Akten DGS, 1. Periode (1909–1914) und Cb 54.61: 2.2.12 Akten DGS, 2. Periode (1919–1934). In den Mitgliedslisten der ersten Periode werden insgesamt zehn Frauen als ordentliche oder unterstützende Mitglieder aufgeführt. Zu den ersten Frauen in der DGS siehe Fürter (1989), S. 85, S. 87, S. 90 und S. 97.

11 Weber, Helene (1926), S. 1. Eine geschlechtergerechte Sprache war damals nicht üblich, weshalb die Pionierinnen überwiegend die männliche Bezeichnung „Pionier“ verwendeten.

12 Siehe z. B. Altmann-Gottheiner (1931), S. 211; Weber, Marianne (1984[1926]), S. 263f.; Lüders, Marie Elisabeth (1962), S. 49–50. Auch die Arbeit der Wohlfahrtspflegerinnen galt Mitte der 1920er Jahre noch als Pionierarbeit; siehe hierzu Weber, Helene (1926). Zu Nationalökonomie als „Modestudium“ für Frauen siehe Huerkamp (1996), S. 283.

13 Glaser (1992), S. 107; vgl. auch Huerkamp (1988), S. 214.

1.2 Forschungsstand

Der Beitrag von Frauen zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung in Deutschland ist im Gegensatz zu England und den USA noch weitgehend unerforscht geblieben.¹⁴ Während die Entwicklung der Nationalökonomie, die Entstehung der Soziologie und die Entwicklung der empirischen Sozialforschung in der Zeit des Wilhelminischen Kaiserreichs vielfach rekonstruiert und analysiert wurde, handelt es sich bei der Geschichte der frühen Sozialwissenschaftlerinnen (immer noch) um ein Gebiet der Forschung, das durch eine Wahrnehmungsschranke zwischen Wissenschaftsforschung und Geschlechterforschung gekennzeichnet ist.¹⁵ Obwohl seit den 1980er Jahren mehrfach auf die fehlende Aufarbeitung hingewiesen wurde¹⁶, wurde diese Forschungslücke bisher nicht geschlossen. Sowohl der Beitrag der Sozialforscherinnen zur empirischen Sozialforschung und zur Soziologie als auch die dichten wechselseitigen personellen, inhaltlichen und organisatorischen Verbindungen zwischen Sozialreform, Sozialforschung, Soziologie, Frauenbewegung und Sozialer Arbeit um 1900 sind bisher weitgehend unsichtbar geblieben.¹⁷

Umso wichtiger waren für diese Arbeit die wenigen bisher vorliegenden grundlegenden Studien zu einzelnen Soziologinnen oder Gruppen von Soziologinnen, an die angeknüpft werden konnte.¹⁸ Die vorliegende Arbeit konnte sich auf Beiträge stützen, die vor allem am Beispiel von Marianne Weber, Max Weber und Georg Simmel die Berührungspunkte und Überschneidungen zwischen der Frauenbewegung und der entstehenden Soziologie sowie die daraus resultierenden Wechselwirkungen untersucht haben.¹⁹ Sie konnte außerdem auf die Ergebnisse von Untersuchungen zur Geschichte der Nationalökonominnen und der Geschichte der Sozialen Arbeit aufbauen, in denen die Verbindungen zwischen sozialer Frage, Nationalökonomie, Frauenstudium und sozialer Berufsarbeit erforscht

14 Zur empirischen Sozialwissenschaft und Soziologie im angloamerikanischen Bereich siehe etwa Bulmer/Bales/Sklar (1991); Deegan (1991); Folbre (1998); Hill/Hoecker-Drysdale (2001); Lengermann/Niebrugge-Brantley (1998); Fitzpatrick (1990).

15 Zur Geschichte der empirischen Sozialforschung im Kaiserreich siehe Kern, Horst (1982); Maus (1973); Gorges (1986); Oberschall (1997); Schad (1972). In den Studien zu Klassikern der Nationalökonomie werden deren Verbindungen zu sowie ihr Austausch mit Vertreterinnen der Frauenbewegung in der Regel vollständig ausgeblendet; siehe z. B. den Band über Gustav Schmoller von Schiera/Tenbruck (1989). Maus (1973, S. 36–43) geht zwar auf die engen Verbindungen zwischen Theoretikern der frühen Sozialforschung und Praktikern sozialer Wohlfahrtsverbände bei den US-amerikanischen Surveys zur Lösung der sozialen Frage ein, blendet aber die Mitwirkung von Frauen an diesen Surveys aus.

16 Siehe z. B. Hering (2004), S. 288; Jurczyk/Tatschmurat (1985; 1986); Klöhn (1982); Milz (1994); Schöck-Quinteros (1998b), S. 185; Schröder (2001).

17 Schöck-Quinteros (1998b), S. 185.

18 Zu Frauen in der Soziologie in Deutschland siehe z. B. Gerhard (1998); Honegger/Wobbe (1998); Wobbe (1997). Zu den Soziologinnen um Karl Mannheim (1893–1947) und Norbert Elias (1897–1990) siehe Honegger (1990; 1994); Kettler/Meja (1993).

19 Wobbe (1997; 1998); Lichtblau (1992; 1996); Gilcher-Holtey (2004); Roth (1989).

wurden und in denen – meist kurz – auch auf die Anfänge der empirischen Sozialforschung von Frauen eingegangen wurde.²⁰ Erste wichtige Anhaltspunkte zu den Biografien und der Sozialforschung der Pionierinnen lieferten Studien zur Geschichte der Heimarbeiterinnen.²¹ Desweiteren Studien, die herausgearbeitet haben, wie das Bild der Fabrikarbeiterin in empirischen Untersuchungen in Deutschland seit Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder neu konstruiert wurde und wie dabei die jeweiligen normativen Vorannahmen der Sozialforscherinnen in das Arbeiterinnenbild ihrer Studien eingeflossen sind.²² Und schließlich Arbeiten, in denen danach gefragt wurde, inwieweit in den frühen empirischen Studien ein emanzipatorisches Frauenbewusstsein zum Ausdruck kam.²³

2 FORSCHUNGSFRAGE, FORSCHUNGSMETHODE, VORGEHENSWEISE, QUELLENLAGE UND AUFBAU DER ARBEIT

2.1 Forschungsfrage und Forschungsmethode

Am Beispiel von Elisabeth Gnauck-Kühne, Gertrud Dyhrenfurth, Rosa Kempf und Marie Bernays wird in dieser Arbeit der Beitrag von Frauen zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung untersucht. Damit wird eine Lücke in der Aufarbeitung der Geschichte von Frauen in der Wissenschaft geschlossen. Gleichzeitig werden die „produktiven Wechselwirkungen“ (Lichtblau)²⁴ sowie die besondere Konstellation näher betrachtet, die die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft ermöglichte: Die empirische Sozialforschung als Teil der gerade entstehenden Soziologie war noch offen für die Mitwirkung von Außenseiterinnen. Die thematische Festlegung auf sozialpolitische Fragestellungen hatte das Interesse gebildeter, an einer Lösung der sozialen Frage interessierter Frauen an dieser neuen Wissenschaft geweckt. Im Anschluss an Viola Kleins These von der „Wahlverwandtschaft“ richtet sich die Aufmerksamkeit dieser Arbeit auf die Rolle, die die Auffassung von Geschlechterdifferenz und eine daraus resultierende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung bei der Entstehung der Soziologie und der

20 Zu den Anfängen der empirischen Sozialforschung von Frauen siehe Hering (2004); Hoff (2011); Jurczyk/Tatschmurat (1985; 1986); Meyer-Renschhausen (1994; 1996). Zur Geschichte der Nationalökonominnen im deutschen Kaiserreich siehe vor allem die Beiträge von Bergmeier (1997); Bußmann (1993); Förder-Hoff (1992); Glaser (1992); Lauterer (1997); Meyer-Renschhausen (1996); Schöck-Quinteros (1998a). Einen detaillierten Einblick in die internationale Ausrichtung der ersten Nationalökonominnen gibt die materialreiche Studie von Klöhn (1982) über Helene Simon. Zu den wechselseitigen Verbindungen zwischen Frauenbewegung und Sozialreform bei der Entstehung der Sozialen Arbeit siehe vor allem die grundlegenden Arbeiten von Schröder (1995; 2001) sowie Sachße (1986), S. 105–148.

21 Schöck-Quinteros (1998b; 1998c).

22 Weyrather (2003).

23 Milz (1994).

24 Lichtblau (1996), S. 281.

frühen Sozialforschung gespielt hat. Mit der Aufarbeitung der engen Verbindungen zwischen der Soziologie, der Sozialreform und der Frauenbewegung wird Kleins These empirisch unterfüttert und gleichzeitig der vergessene Beitrag der „illegitimen Töchter“²⁵ der Fachgeschichte in Erinnerung gebracht.

Das Erkenntnisinteresse und die Vorgehensweise der Arbeit knüpfen an grundlegende Studien zur Geschichte der empirischen Sozialforschung, der Soziologie und insbesondere zur Geschichte der Frauen in der Soziologie an.²⁶ Ziel ist es, am Beispiel der empirischen Hauptwerke der Pionierinnen die Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft, öffentlicher Meinung und staatlicher Politik herauszuarbeiten und damit einen wichtigen, aber bisher kaum beachteten Teil der Entstehungsgeschichte empirischer Sozialforschung in Deutschland zu rekonstruieren. Denn um die Entstehungsgeschichte der empirischen Sozialforschung als Wissenschaft verstehen zu können, reicht es nicht aus, nur „die sich vollziehende politische, soziale und wirtschaftliche Umwälzung“ zu betrachten. „Das höhere Bildungswesen, die kulturelle Tradition an den Universitäten und weitere Faktoren, die man für gewöhnlich etwas unbestimmt als intellektuelles Klima bezeichnet“, sind zwar, wie Anthony Oberschall treffend bemerkt, „entscheidend für das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung der Sozialforschung in Deutschland“, aber gerade „weil eine institutionelle Tradition fehlte, sollte die Rolle, die einzelne Persönlichkeiten mit ihren speziellen Charaktereigenschaften gespielt haben, (...) nicht unterschätzt werden“.²⁷

Aus dem Forschungsgegenstand und dem Erkenntnisinteresse der vorliegenden Arbeit resultiert ein komplexes Setting, das mehrere Analyseebenen umfasst. Es verbindet Ansätze der Wissenschaftssoziologie, Wissenschaftsgeschichte und Frauen- und Geschlechterforschung. Dies war notwendig, weil der Beitrag von Frauen zur Soziologie erst durch die Berücksichtigung seines Entstehungskontextes, den Bedingungen unter denen sie gearbeitet und geforscht haben, sichtbar gemacht werden kann. Denn ihre Studien stützen sich, verglichen mit den männlichen Sozialforschern, auf andere Ressourcen und soziale Erfahrungen und auf eine andere politische Motivation.

Einer wissenssoziologischen Vorgehensweise entsprechend werden die sozialen und historischen Bedingungen der Produktion von Wissen betrachtet. Gerade bei den besonders stark kontextgebundenen Frühformen empirischer Sozialforschung – wie die der Pionierinnen – erscheint diese Herangehensweise notwendig. Denn „eine bestimmte historisch-gesellschaftliche Lage legte ein bestimmtes empirisches Herangehen an konkrete soziale Probleme nahe oder war doch wenigstens ein guter Humus für die Anwendung gewisser sozialforscherischer Ideen“.²⁸ Der Vorteil eines historischen Zugangs liegt darin, dass – vermittelt durch eine

25 Gerhard (1998).

26 Hierzu zählen vor allem Gerhard (1998); Honegger (1990); Honegger/Wobbe (1998); Wobbe (1997).

27 Oberschall (1997[1965]), S. 31.

28 Kern, Horst (1982), S. 12.

historisch analysierende Problempräsentation – die gesellschaftlichen Konstellationen transparent werden, in deren Kontext die empirischen Vorgehensweisen der Pionierinnen erklärt werden können. Mit der Rekonstruktion der Entstehungsbedingungen ihrer methodischen Vorgehensweisen lassen sich außerdem wichtige Erkenntnisse über die Übertragbarkeit von empirischen Methoden und damit auch über die Voraussetzungen und Grenzen ihrer Anwendung im Rahmen gegenwärtiger Analysen gewinnen.²⁹

2.2 Vorgehensweise

Die Umsetzung des komplexen Settings orientierte sich am DFG-Schwerpunktprogramm 1143 „Wissenschaft, Politik und Gesellschaft. Deutschland im internationalen Zusammenhang im späten 19. und im 20. Jahrhundert“, an das das Projekt angebunden war und bei dem das Wilhelminische Kaiserreich als Scharnierphase für die Wissenschaftsentwicklung aus verschiedenen Bezugsperspektiven untersucht wurde. Dabei sollte die doppelte Trias Wissenschaft, Politik und Gesellschaft sowie Personen, Institutionen und Diskurse unter verschiedenen Bezugspunkten in den Blick genommen und themenspezifisch konkretisiert werden. Da die Wechselwirkungen zwischen den empirischen Studien der Akteurinnen und ihren Entstehungskontexten untersucht werden sollten, erfolgte die Vorgehensweise in zwei Schritten: Im ersten Schritt wurden zunächst die Hauptstudien der Pionierinnen und deren Entstehungskontexte und -einflüsse untersucht. Von den Hauptwerken ausgehend wurden dann im zweiten Schritt im Rahmen von Fallstudien die wissenschaftlichen und Werkbiographien der Akteurinnen sowie die Beziehungsnetze und Netzwerke der Frauenbewegung, Sozialreform und Wissenschaft, in die sie eingebunden waren, rekonstruiert. Dabei ging es auch nach der Rückwirkung der empirischen Hauptwerke auf Wissenschaft, Politik und Gesellschaft und vor allem um den Beitrag der Pionierinnen zur Soziologie.

2.2.1 Biographischer und wissenschaftlicher Kontext

Wie jede Lebensgeschichte sind die persönlichen Geschichten der einzelnen Pionierinnen zwar einzigartig, dennoch enthalten sie viele prototypische Aspekte für das Leben von Wissenschaftlerinnen ihrer Zeit. Denn Biographie und Werk werden von den bestehenden spezifischen historischen, gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen beeinflusst. Die Hauptwerke der vier Pionierinnen entstanden zwar alle während der Jahre des Wilhelminischen Kaiserreichs, Gnauck-Kühne, Dyhrenfurth, Kempf und Bernays gehörten aber mit ihren Geburtsjahrgängen – 1850, 1862, 1874 und 1883 – verschiedenen Geburtskohorten an. Entscheidender

29 Kern, Horst (1982), S. 11; Oberschall (1997[1965]), S. 31.

als die „Generationslagerung“, die Angehörige gleicher Geburtskohorten gemeinsam haben, ist nach Karl Mannheim aber der „Generationszusammenhang“, die geteilten Erfahrungen und Denkhorizonte. Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth, die zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs bereits um die 30 bzw. 20 Jahre alt waren, lassen sich demnach der Gründerzeit, Kempf und Bernays der Wilhelminischen Generation zuordnen.³⁰ Neben den geteilten Erfahrungen und Denkhorizonten wirkte sich die Zugehörigkeit zu den beiden Generationen vor allem auf den Zugang der Frauen zur Universität und zu formalen Bildungsabschlüssen aus. Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth hatten sich mit ihren empirischen Untersuchungen zur Frauenarbeit profiliert, bevor ihnen das Recht zugestanden wurde, als Gasthörerinnen am Universitätsbetrieb teilzunehmen. Marianne Weber hat diese Generation von Wissenschaftlerinnen in ihrem Aufsatz über den „Typenwandel der studierenden Frau“ als „heroische Kämpferinnen“ charakterisiert.³¹ Kempf und Bernays zählen nach Marianne Weber zur zweiten Generation, da sie das Recht auf ein akademisches Studium nicht mehr erkämpfen mussten. Mit ihren wissenschaftlichen Studien verfolgten sie eine wissenschaftliche und berufliche Qualifizierung; eine akademische Laufbahn blieb aber auch für diese Generation eine unüberwindbare Hürde. Über diesen Generationenzusammenhang lassen sich die vier Akteurinnen in zwei Gruppen einteilen: Bei den Autodidaktinnen Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth geraten dadurch mehr die Aspekte der geschlechtsspezifischen Inklusion ins Blickfeld, bei den Promovendinnen Kempf und Bernays mehr die weitere Entwicklung der empirischen Soziologie während des Kaiserreichs sowie die Chancen und Grenzen akademischer Berufswege von Frauen.

Bei den wissenschaftlichen Biographien der vier Akteurinnen interessieren vor allem die Arbeitskontexte, die „Denkstile“ (Ludwik Fleck, 1896–1961) und die „Denkstandorte“ (Karl Mannheim), die ihre empirischen Vorgehensweisen und Hauptwerke beeinflussten.³² Die Arbeitskontexte als Teil der Entstehungsmilieus haben als Untersuchungskategorie einen großen Erklärungswert für die Herausbildung wissenschaftlicher Spezialisierungen und die Sozio-Historisierung der empirischen Sozialwissenschaft. Denn sie tragen der „Kontextualität“, der „Seinsgebundenheit“ bestimmter Denkfiguren und Denktraditionen Rechnung und stellen eine Art „Bezugsgruppen“-Konzept in der Wissenschaftssoziologie dar.³³ Dabei wird davon ausgegangen, dass die Entstehungsmilieus der Forschung sowohl die Wahl der Forschungsthemen beeinflussen als auch die Positionen, die zu diesen Forschungsthemen eingenommen werden. Von der Beteiligung an spezifi-

30 Zur Gründerzeit und Wilhelminischen Generation siehe Peukert (1987, S. 26–30); vgl. Förder-Hoff (1992). Zum vergemeinschaftenden Generationenzusammenhang siehe Mannheim (1928).

31 Weber, Marianne (c [1917]), S. 179.

32 Zu den „Denkstilen“ und „Denkstandorten“ siehe Mannheim (1980); Fleck (1980[1935]). Zur Erforschung der Sozialorganisation einer Wissenschaft vgl. Käsler (1984), S. 10–22.

33 Käsler (1984), S. 29.

schen Debatten aus lassen sich wiederum Rückschlüsse auf die Zugehörigkeit zu bestimmten Entstehungsmilieus, „Denkstilen“ und „Denkstandorten“ ziehen. Die Analysekategorie des Entstehungsmilieus steht in Zusammenhang mit dem Konzept des sozialmoralischen Milieus. Unter diesem werden „soziale Einheiten verstanden, die durch ein Zusammentreffen mehrerer Strukturdimensionen wie Religion, regionale Tradition, wirtschaftliche Lage, kulturelle Orientierung, schichtspezifische Zusammensetzung der intermediären Gruppen gebildet werden. Das Milieu ist ein sozio-kulturelles Gebilde, das durch eine spezifische Zuordnung solcher Dimensionen auf einen bestimmten Bevölkerungsteil bestimmt wird“.³⁴

Für die einzelnen Pionierinnen wurden die Bestimmungsfaktoren ihrer Milieus so weit wie möglich rekonstruiert und auf einen (möglichen) Zusammenhang mit ihrem jeweiligen Berufsweg, ihren wissenschaftlichen und sozialpolitischen Interessen, ihren thematischen Schwerpunkten und ihrem Werk hin untersucht. Berücksichtigt wurden der familiäre Hintergrund, ihre soziale Herkunft und Religion, ihr Familienstand sowie ihr Bildungsweg und ihre Erwerbstätigkeit. Die Darstellung des Berufswegs der Pionierinnen orientiert sich am Konzept der wissenschaftlichen Laufbahn, das verglichen mit dem der Karriere ein weniger teleologisches Verständnis von akademischen Berufswegen hat und für den Untersuchungszeitraum – in dem Frauen generell keine Chance auf eine Universitätskarriere hatten – mehr Aussagekraft besitzt. Denn beim Konzept der Karriere würde es in erster Linie darum gehen, Aussagen über das Erreichen oder Nichterreichen von Stationen einer Universitätskarriere zu treffen und weniger um Aussagen über den individuellen Prozess der wissenschaftlichen Laufbahn. Bei den Portraits der Pionierinnen geht es zwar auch um eine Bewertung von Erfolg oder Misserfolg ihrer Berufsverläufe; diese stützt sich jedoch, soweit möglich, vor allem auf die Selbstwahrnehmung der jeweiligen Wissenschaftlerin.³⁵

Die vorliegende Arbeit sieht die Pionierinnen als außerakademische Vertreterinnen einer „Gelehrtenpolitik“³⁶ des Wilhelminischen Deutschlands. Darunter werden die Bemühungen von Gelehrten verstanden, ihren Vorstellungen über den akademischen Bereich hinaus Geltung in der Öffentlichkeit zu verschaffen und politische Entscheidungsträger zu beeinflussen. Die Gelehrtenpolitiker hatten erkannt, dass wissenschaftliche Erkenntnis an sich keine Handlungsmacht entfalten kann, sondern immer darauf angewiesen ist, von in der Regel konfligierenden gesellschaftlichen Gruppen rezipiert zu werden. Die von ihnen vertretene Wissenschaft war gleichzeitig „Ferment, Produkt und Spiegel gesellschaftlicher Konflikte“.³⁷ Die auf die Veränderung gesellschaftlicher Zustände ausgerichtete empiri-

34 Lepsius (1966), S. 383.

35 Zu den von der wissenschaftssoziologischen Geschlechterforschung entwickelten Konzepten siehe z. B. Heintz/Merz/Schumacher (2004); Zuckerman (1992).

36 Zum Phänomen der ethischen und gouvernementalen Gelehrtenpolitik des Kathedersozialismus, zu deren Repräsentanten Lujo Brentano und Gustav Schmoller gehörten, siehe Bruch (1980), S. 294–363; Käsler (1984), S. 275–279; Krüger, Dieter (1983), S. 11.

37 Krüger, Dieter (1983), S. 12.

sche Sozialforschung der Pionierinnen, ihr praktisches Engagement für Sozialpolitik und Soziale Arbeit sowie ihr parteipolitisches Eingreifen werden mit dem Analyseraster des mittlerweile breit rezipierten Konzepts von Mitchell G. Ash betrachtet. Danach werden Wissenschaft und Politik nicht als zwei sich dichotom gegenüberstehende Blöcke, sondern als wechselseitige Ressourcen füreinander verstanden und Prozesse wissenschaftlichen Wandels als Verschiebungen und Neuarrangements von Ressourcenensembles untersucht, die durch personelle, institutionelle und nicht zuletzt reflexive Konstellationsveränderungen ausgelöst werden.³⁸

Durch die Aufarbeitung der Entstehungsgeschichte der Hauptwerke der Pionierinnen geraten die auffallend dichten personellen, inhaltlichen und organisatorischen Beziehungen zwischen Frauenbewegung, Sozialreform und ihren wissenschaftlichen Mentoren in den Blick. Anders als bei der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, bei der in der Regel die Forschung am Schreibtisch und im Labor, die Lehre an den Hochschulen und die wissenschaftliche Zusammenarbeit in Akademien und Forschungsinstituten im Mittelpunkt steht, wird hier das überwiegend städtische Umfeld einer geselligen, standes- und interessenspolitisch zweckgebundenen Vereinslandschaft als Sozial- und Erkenntnisraum für die Entwicklung von Wissenschaft berücksichtigt.³⁹ Beleuchtet wird, wie die Sozialforscherinnen versuchten, die Umsetzung ihrer Vorstellungen auf informellem Weg zu erreichen – über tradierte bildungsbürgerlich-bürokratische Geselligkeit, direkte Verbindungen zu Entscheidungsträgern wie Beamten, Politikern, aber auch Funktionären der ArbeiterInnenbewegung –, sowie ihre Versuche, allein oder in Zusammenarbeit mit den seit 1890 erstarkenden Agitations- und Interessenverbänden, die öffentliche Meinung zu beeinflussen.⁴⁰

Rekonstruiert werden die Organisationen, Netzwerke und Gelegenheitsstrukturen der Frauenbewegung(en) sowie der sozialen Reformbewegung(en), die den Rahmen bildeten, in dem die Pionierinnen ihre Forschung realisieren konnten. Aus heutiger Sicht erscheint die unterstützende Vereinskultur der bürgerlichen und konfessionellen Frauen- und Sozialreformbewegung(en), an denen die Pionierinnen partizipierten, als ein weites, überraschend ausdifferenziertes und nahezu unüberschaubares Geflecht von Vereinen und Organisationen, deren Öffentlichkeitsarbeit sich in einer ebenso vielfältigen Weise in Zeitschriften, Jahrbüchern und Kongressen niedergeschlagen hat. Organisationsgeschichtliche Ansätze wie die von Thomas Nipperdey verstehen den Verein als strukturierendes Organisationsprinzip der bürgerlichen Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert.⁴¹ In der Wilhelminischen Zeit wandelte sich die vormalige Salonkultur in ein bildungsbürgerlich ritualisiertes freies Vortragswesen mit hoher weiblicher Beteiligung und in flexible akademische Gruppierungen mit einem generationsübergreifenden und

38 Ash (2002; 2006, S. 25–26).

39 Bruch (2006a), S. 170–171.

40 Habermas (1999[1990]).

41 Nipperdey (1976).

wissenschaftlichen Erkenntnis- und Handlungsinteresse.⁴² Vor allem in den Fallstudien zu Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth wird deren Einbindung in die zeitgenössischen sozialen Reform- und Frauenbewegungen und die Bedeutung der Netzwerke und der Bewegungspresse für die Mobilisierung von Gegenöffentlichkeiten näher betrachtet.⁴³ Bei Gnauck-Kühne steht ihr Engagement in der evangelischen und katholischen Sozialreform und ihre Bedeutung für die evangelische und katholische Frauenbewegung im Zentrum, bei Dyhrenfurth ihre Beteiligung an der evangelischen und ländlichen Sozialreformbewegung, an Frauenorganisationen und am *Ständigen Ausschuss zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen*.⁴⁴ In den Fallstudien zu Kempf und Bernays wird vor allem deren Engagement in der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung, ihre Arbeit als Mitbegründerinnen und Direktorinnen von Sozialen Frauenschulen sowie ihre parteipolitische Arbeit nach dem Ersten Weltkrieg näher betrachtet. Mit ihrem Engagement für die *Deutschnationale Volkspartei* (DNVP) und die *Deutsche Volkspartei* (DVP) zählen Dyhrenfurth und Bernays zu den Frauen der politischen Rechten, Kempf als Politikerin der *Deutschen Demokratischen Partei* (DDP) zu den Liberalen. Als Wissenschaftlerinnen beschäftigten sich die Pionierinnen mit den Auswirkungen der Modernisierung. Daher interessiert besonders, wie sie auf die als existenziell bedrohlich wahrgenommen gesellschaftlichen Umbrüche in Folge der Modernisierung reagierten, die nicht nur im Zentrum ihrer Forschung standen, sondern von denen sie als Personen auch selbst betroffen waren. In der Wilhelminischen Gesellschaft war die Säkularisierung im Bürgertum und in der Arbeiterschaft zwar vergleichsweise weit fortgeschritten, dennoch oder gerade wegen dieser zunehmenden Säkularisierung hatten religiöse Einstellungen, Glaube und Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft in der Gesellschaft und für das Individuum um 1900 immer noch einen hohen Stellenwert.⁴⁵ Auch in den Biographien und im Werk der Pionierinnen nahm die Auseinandersetzung mit Fragen der Religion und des Glaubens, in der sich der abnehmende Einfluss der christlichen Kirchen widerspiegelte, einen aus heutiger Sicht überraschend breiten Raum ein.⁴⁶ Nur bei Kempf waren keine ausdrücklichen Stellungnahmen zu diesen Fragen zu finden. Bei der Entwicklung der Laufbahn und der Arbeit der vier Pionierinnen interessiert, inwieweit sich dabei die zeithistorischen Brüche wie der Erste Welt-

42 Bruch (2006a), S. 172–173.

43 Wischermann (2004). Zur gewichtigen Rolle von Zeitschriften bei der Mobilisierung sozialer Bewegungen, die wiederum bei der Sozialforschung von Frauen eine bedeutende unterstützende Rolle spielten, siehe Wischermann (1987), S. 355; siehe auch Wischermann (1983).

44 Zur Geschichte der Landfrauenorganisationen siehe Sawahn (2009a) und Wörner-Heil (1997). Zur ländlichen Reformbewegung liegen bisher nur die Studien von Bergmann (1970) und Stöcker (2011) vor, die jedoch nicht auf die Rolle von Frauen in der ländlichen Reformbewegung eingehen.

45 Schaser (2007), S. 3.

46 Martin Green (1976, S. 322–323) weist darauf hin, dass sich auch Soziologen wie Émile Durkheim (1858–1917) und Talcott Parsons (1902–1979) mit Vorliebe mit dem Thema Religion beschäftigten, „weil sie ihrer Funktion nach eine Quelle sozialer Ordnung ist“.

krieg bemerkbar machen. In diesem Zusammenhang stellen sich auch Fragen nach ihrem Verhältnis zum Feminismus und inwieweit die von ihnen vertretene Frauenforschung mit fortschrittlichen und emanzipatorischen Forderungen der Frauenbewegung verbunden war.⁴⁷

Gertrud Dyhrenfurth und Marie Bernays stammten aus dem assimilierten, konvertierten Judentum. Für ihr Selbstverständnis spielte dies zwar keine offensichtliche Rolle, und bis 1933 blieb ihre jüdische Herkunft auch weitgehend unbekannt, durch die NS-Politik wurden sie jedoch auf ihre jüdische Herkunft reduziert, stigmatisiert, ausgegrenzt und verfolgt. Bei ihnen stellt sich daher die Frage, ob und inwieweit die jüdische Herkunft ihre „Fremdheit“ als Frauen im Wissenschaftssystem verstärkte. Der Aspekt von Nichtzugehörigkeit und Fremdheit taucht mit unterschiedlicher Akzentuierung in ihrem Selbstbild sowie in den Reflektionen über ihren Standpunkt als Wissenschaftlerinnen im Forschungsprozess auf. Er klingt auch in der Außenwahrnehmung ihrer Personen an. Georg Simmel und Viola Klein haben sich mit der sozialen Position des Fremden in ihren Analysen über die Frauen und die Soziologie als Neankömmlingen im Wissenschaftssystem auseinander gesetzt.⁴⁸ Für Simmel wie für Klein wird die Position des Fremden durch Fremdheit und nicht durch Marginalität bestimmt. Dabei ging es ihnen (auch) um den Aspekt von Nähe und Distanz des Forschers und der Forscherin zum Feld. In der Fremdheit als Nichtzugehörigkeit – trotz temporärer Anwesenheit – sahen Klein und Simmel weniger den Grund für Ausschlussmechanismen, sondern vor allem eine Chance für Innovation. Der Fremde war nicht von „singulären Bestandteile[n]“ oder „einseitigen Tendenzen der Gruppe“ abhängig; er stand dieser mit der Attitüde des „Objektiven“ gegenüber, die nicht etwa nur durch Abstand und Nichtbeteiligung, sondern gleichzeitig auch durch Nähe und Distanz, Engagiertheit und Gleichgültigkeit gekennzeichnet war. Durch diese Position wurde es dem Fremden möglich, „bisher nicht Gesehenes in den Blick zu nehmen“. Das kulturelle Potential der Frauen lag für Simmel darin, dass sie anders und anderes sehen konnten.⁴⁹ Das Spezifische an der Rolle des Fremden lag für ihn in dessen praktischer und theoretischer Freiheit. Objektivität bedeutete keineswegs Nicht-Teilnahme, sondern eine positiv-besondere Art der Teilnahme. Dieses Nähe-Distanz-Verhältnis des Beobachtenden zum Untersuchungsobjekt begründete für Simmel die soziologische Betrachtungsweise.⁵⁰

47 Vgl. in diesem Zusammenhang die Einschätzung von Olive Banks (1986, S. 3), Webb sei keine Feministin gewesen.

48 Simmel (1908), S. 2, S. 585–569; Klein, Viola (1949), S. 17; vgl. Wobbe (1997), S. 12.

49 Wobbe (1997), S. 12.

50 Simmel (1908), S. 688. In diese Richtung argumentiert auch Karl Mannheim, wenn er von der freischwebenden Intelligenz des Intellektuellen und der Aspektstruktur und Standortgebundenheit des Wissens spricht. In der Distanz, Ungebundenheit und Heimatlosigkeit des Intellektuellen sieht Mannheim die Voraussetzung für dessen Objektivität. Vgl. Mannheim (1965), S. 27, S. 73, S. 138 und S. 140; vgl. Baumann, Zygmunt (2005), S. 156. Vgl. Maus (1973), S. 21f. Bereits Auguste Comte (1798–1857) hat darauf hingewiesen, dass man „in der Regel nur gut beobachtet, wenn man sich außerhalb stellt“ (1839).

2.2.2 Empirische Studien und Werk

Das Hauptinteresse der vorliegenden Arbeit gilt den empirischen Studien der Pionierinnen. Sie werden als Beispiele für einen Entwicklungsschub der sozialwissenschaftlichen Empirie während des Wilhelminischen Kaiserreichs untersucht, in dem neue Ansätze zur empirischen Analyse gesellschaftlicher Sachverhalte entwickelt und erprobt wurden und in dem das Handlungsrepertoire empirischer Sozialforschung erweitert wurde. Für die Hauptwerke wurde die Entstehungsgeschichte, das Untersuchungsdesign, der organisatorische Rahmen, die Durchführung und die Ergebnisse aufgearbeitet sowie die Besprechungen und Diskussionen dieser Ergebnisse in den Fach- und Bewegungszeitschriften. Außerdem wurde soweit möglich die Rezeption der empirischen Studien rekonstruiert, wobei vor allem folgende Fragen im Mittelpunkt standen: Was haben die Pionierinnen erforscht und wie haben sie es erforscht? Wo haben sie auf gängige Methoden zurückgegriffen? Wo haben sie diese erweitert? Was waren die äußeren Begrenzungen und wo haben sie sich selbst begrenzt?⁵¹ Als empirische Vergleichsstudien dienten insbesondere die Enqueten des *Vereins für Sozialpolitik* sowie die Studien anderer Sozialforscherinnen dieser Zeit. Die Historisierung der empirischen Studien hinsichtlich ihrer Quellen, ihrer Verankerung im zeitgenössischen Diskussionszusammenhang und der Biographien der Autorinnen und ihres Werks soll zum Verständnis dieser empirischen Studien beitragen und deren Bedeutung in der historischen Entwicklung empirischer Sozialforschung deutlich machen.⁵² Im Sinne von Émile Durkheim geht es darum, das Soziale durch das Soziale zu erklären, d. h. die sozialwissenschaftlichen Methodenfragen „auch im Hinblick auf den sozialen Kontext zu erörtern, aus dem sie erwachsen und an den sie in einem gewissen Umfang auch gebunden sind; der Zusammenhang zwischen neuen soziologischen Forschungskonzepten und dem sozialen Leben, auf das sie reagieren, wäre anders schwer herzustellen“.⁵³ Genauer betrachtet werden bei den empirischen Untersuchungen auch die Themenwahl, die damit verbundene Entwicklung innovativer Forschungsfelder und die angewandten qualitativen empirischen Methoden. Welche Ausschnitte der gesellschaftlichen Realität erfassten die Sozialforscherinnen mit den gewählten Erhebungstechniken? Aus heutiger Sicht interessiert, welche Erkenntnisse die frühe Sozialforschung der Pionierinnen für methodische Kontroversen liefern, allein schon deshalb, weil diese Kontroversen zu diesem Zeitpunkt noch nicht als Dualismen zementiert waren: Quantitative versus qualitative Verfahren, Repräsentativerhebungen versus Fallstudien, Grundlagenforschung versus Praxisorientierung, Wertfreiheit versus Parteilichkeit, professionelle Absonderung versus Integration im Alltagsleben, Ermittlung statistischer Gesetzmäßigkeiten versus Existenzialurteile.⁵⁴ Dabei geht es nicht um eine analy-

51 Kern, Horst (1982), S. 15.

52 Vgl. Nippel (1994), S. 275; Lazarsfeld (1997[1933]), S. 19.

53 Kern, Horst (1982), S. 15–17.

54 Kern, Horst (1982), S. 16. Anhand dieser Dimensionen untersucht Kern die Entwicklungs-

tische Zergliederung der Methodenprobleme in isolierte Einzeldimensionen, sondern um eine ganzheitliche Darstellungsform.

Bei der Analyse der empirischen Untersuchungen der Pionierinnen interessierte weiter: Wie thematisierten die Akteurinnen die Geschlechterverhältnisse und welche Positionen nahmen sie zu der – als Ergebnis der Modernisierung von den Zeitgenossen als problematisch wahrgenommenen – Frauen(erwerbs)arbeit ein? Welche politisch-normativ wertenden Vorannahmen sind in die Einzelerhebungen und -auswertungen eingeflossen? Inwieweit wurde dabei ein spezifisches, politisch gewünschtes Bild der Arbeiterin, vor allem aber der Frauenerwerbsarbeit konstruiert?⁵⁵ Dabei wird versucht, die Studien der Pionierinnen „gegen den Strich“ zu lesen, d. h. die Interpretation der empirischen Daten durch die Pionierinnen kritisch zu hinterfragen und die der Haupttendenz der Interpretation widersprechenden Aussagen wahrzunehmen.⁵⁶ Herausgearbeitet wird außerdem, wie sich die Arbeiten in die zeitgenössischen sozialpolitischen Debatten und die Wissenschaftsentwicklung einordnen lassen.

Die vorläufige Rekonstruktion der Werkbiographien sowie die im Anhang dokumentierten Publikationsverzeichnisse sollen einen Eindruck von den thematischen Schwerpunkten der Pionierinnen und den geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten bei der Themenwahl und der Beteiligung an zeitgenössischen Diskussionen vermitteln. Sowohl bei den empirischen Studien als auch bei den weiteren Publikationen der Pionierinnen bilden der Erscheinungsort, die Rezension(en) und die Rezeption wichtige Anhaltspunkte für deren Anbindung an die zeitgenössischen Debatten sowie die Relevanz, die den Autorinnen und ihren Beiträgen beigemessen wurde. Damit lassen sich Aussagen über die jeweilige Zugehörigkeit zum Zentrum oder zur Peripherie der verschiedenen Debatten treffen, an denen die Pionierinnen beteiligt waren.⁵⁷ Wichtige Hinweise für die Anerkennung der wissenschaftlichen und sozialpolitischen Leistungen der Pionierinnen liefert ihre Präsenz in und ihre Wahrnehmung durch die wissenschaftlich anerkannte Fachpresse.⁵⁸ Wurden der Pionierinnen durch wissenschaftliche SchülerInnen und in der wissenschaftlichen Literatur tradiert; wurden ihre Biografien und Beiträge in Lexika aufgenommen? Diese Fragen sind allein schon wegen der weitreichenden Folgen der Unterrepräsentanz ganzer Gruppen von Wissenschaftlerinnen wichtig, weil diese dadurch meist zum zweiten Mal ausgeschlossen werden.⁵⁹

schübe der empirischen Sozialforschung.

55 Weyrather (2003), S. 19.

56 Weyrather (2003), S. 14–15.

57 Vgl. Käsler (1984).

58 Vgl. Wallgärtner (1991).

59 Vogt (2007), S. 446.

2.3 Quellenlage

Die Rekonstruktion der Biographien und des Werks der vier Akteurinnen basiert auf der Einbeziehung und Erschließung neuer und auf der Neubetrachtung und Neubewertung bereits bekannter Quellen sowie auf grundlegender und neuerer Forschungsliteratur aus verschiedenen Themenbereichen und Fächern. Die Rekonstruktion erforderte aufwendige Recherchen, verbunden mit der Hoffnung auf Zufallsfunde, denn die fehlenden, weit verteilten, nur schwer oder gar nicht verfügbaren disparaten Quellen machten einen Zugang schwierig. Recherchiert wurden Archivalien, die den Werdegang, den Studienverlauf, die Studienbedingungen und den Studienabschluss dokumentieren, sowie Briefwechsel, die Auskunft über die Einbindung der Sozialforscherinnen in die zeitgenössischen Organisationen, Netzwerke und Strukturen von Sozialreform und Frauenbewegung geben. Einen wichtigen und umfangreichen Quellenbestand bildeten die zeitgenössischen soziologischen bzw. nationalökonomischen, sozialreformerischen und Frauenbewegungszeitschriften und -tagungsbände sowie Biographien und Lebenserinnerungen, die systematisch nach Anhaltspunkten zu den Biographien und zum Werk der Pionierinnen durchgesehen wurden. Darüber hinaus wurde die Forschungsliteratur zur historischen Frauenbewegung, zur bürgerlichen Sozialreform, zur Frauenbildungsgeschichte und zur Geschichte der empirischen Sozialwissenschaft, der Nationalökonomie und der Soziologie ausgewertet.

Dabei war der Zugang zu Elisabeth Gnauck-Kühne vergleichsweise einfach, da sie in den 1980er Jahren als Wegbereiterin der evangelischen und katholischen Frauenbewegung und der Sozialen Arbeit wiederentdeckt wurde.⁶⁰ Gnauck-Kühne ist die einzige Akteurin, von der ein Nachlass existiert, der im Archiv des *Katholischen Deutschen Frauenbundes* (KDFB)⁶¹ in Köln öffentlich zugänglich ist. Der Nachlass ist jedoch sehr lückenhaft; viele Briefwechsel fehlen und viele Briefe und Schriften sind nicht mehr im Original, sondern nur noch als Abschriften erhalten.⁶² Von Gnauck-Kühne liegen außerdem zwei autobiographische Texte vor⁶³, sowie einzelne, von Bekannten und FreundInnen verfasste, biographische

60 Vgl. Prégardier/Böhm (1997), S. 7–14. Zu Gnauck-Kühnes Beitrag zur katholischen und evangelischen Frauenbewegung siehe z. B. Kall (1983), S. 268; Kaufmann, Doris (1988); Baumann, Ursula (1992a); Prégardier/Böhm (1997); Moltmann-Wendel (1988; 2005); zu Gnauck-Kühne als Wegbereiterin der Sozialen Arbeit siehe Berger, Manfred (2002a; 2002b); Böhm (1988); Schmidbaur (1999); zu Gnauck-Kühne als Soziologin siehe Dietrich, Charlotte (1953). In den 1920er Jahren entstand zudem die erste und einzige Dissertation zu Gnauck-Kühne; siehe Speuser (1926).

61 Der KDFB wurde 1903 in Köln gegründet, er nannte sich bis 1916 *Katholischer Frauenbund* (KFB), von 1916 bis 1921 *Katholischer Frauenbund Deutschlands* (KFD) und seit 1921 *Katholischer Deutscher Frauenbund* (Abkürzung bis 1983: KDF).

62 Auf die Lückenhaftigkeit hat bereits Helene Simon hingewiesen. Vgl. Simon, Helene (1928a), S. 44; siehe auch Findbuch zum Nachlass Gnauck-Kühne (1850–1917), S. 2–3 in: Archiv des KDFB, Nachlass Elisabeth Gnauck-Kühne; Schaser (2007), S. 11–12.

63 Gnauck-Kühne (1910a; 1928[o. J.]).

Artikel⁶⁴ und zwei Biographien, von denen eine nur wenige Monate nach ihrem Tod erschienen ist.⁶⁵ Sie schildern aus einer persönlichen Sicht Gnauck-Kühnes Leben und Wirken, berichten über die gemeinsame Zusammenarbeit und bieten Einblicke in die Arbeitszusammenhänge und die Netzwerke Gnauck-Kühnes. Vor allem Helene Simons (1862–1947) zweibändige Biografie, die über den rein beschreibenden Charakter der meisten Darstellungen über Gnauck-Kühne hinausgeht, bietet viele Informationen über die Kontexte und Rahmenbedingen, unter denen Gnauck-Kühnes Werk entstand.⁶⁶

Sehr schwierig und sehr aufwendig gestaltete sich dagegen der Zugang zu Gertrud Dyhrenfurth. Sie gehörte zwar zu den Persönlichkeiten, die von 1909 bis 1935 in Herrmann Degeners (1874–1943) „Wer ist’s?“, dem zeitgenössischen „Who is who?“, erfasst wurden⁶⁷; von Dyhrenfurth existieren jedoch keine Nachlassbestände und es wurde bisher auch noch nicht zu ihr geforscht.⁶⁸ Einige der wenigen erhaltenen Briefe Dyhrenfurths an Gnauck-Kühne wurden in Helene Simons Biographie über Gnauck-Kühne auszugsweise abgedruckt.⁶⁹ Für Dyhrenfurths Werdegang wurden deshalb vor allem Zeitschriften, in denen sie regelmäßig veröffentlichte, ausgewertet. Dabei konnte ein kürzerer Artikel Dyhrenfurths für eine Festschrift ausfindig gemacht werden, in dem sie auf ihren Weg zur ländlichen Wohlfahrtspflege eingeht⁷⁰, außerdem einige kurze Mitteilungen und Artikel, die anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde und ihres 70. Geburtstags erschienen sind und von Frauen aus Dyhrenfurths Netzwerken der bürgerlichen Frauenbewegung und der ländlichen Frauenorganisationen verfasst wurden.

Auch bei Rosa Kempf und Marie Bernays ist die Quellenlage problematisch. Quellenbestände, die in der Forschungsliteratur angeführt werden, sind inzwischen nicht mehr zugänglich oder unauffindbar.⁷¹ Das Kapitel zu Kempf knüpft deshalb vor allem an die Artikel Elke Reinings an, die noch Zugang zu diesen Beständen hatte und in mehreren Beiträgen die Rolle der Frauenrechtlerin und Politikerin bei der Gründung der ersten Sozialen Frauenschulen in Deutschland

64 Broicher (1899); Dransfeld (1910).

65 Hoeber (1917).

66 Simon, Helene (1928a), S. 4–5. Simon war von Gnauck-Kühne testamentarisch als Biografin bestimmt worden.

67 Einträge zu Dyhrenfurth gibt es von der 4. Auflage 1909 bis zur 10. Auflage 1935 in: Degener (1909–1939).

68 Anhaltspunkte zu Dyhrenfurth waren lediglich in den Artikeln von Schöck-Quinteros (1998a; 1998b) zu finden.

69 Simon, Helene (1928a; 1929). Zu Simons Biographie über Gnauck-Kühne siehe Kapitel I 2.1.8 der vorliegenden Arbeit.

70 Dyhrenfurth (1919b).

71 Die von Reining (1998a–c; 2001) verwendeten Archivalien zu Kempf aus dem Privatarchiv Pfister sind nicht mehr auffindbar. Auch die von Manfred Berger (1999) und Fornefeld (2008) angeführten Quellen zu Bernays wie deren unveröffentlichten Lebenserinnerungen waren nicht zugänglich.

untersucht hat.⁷² Für Kempfs beruflichen und akademischen Werdegang wurden außerdem die noch zugänglichen Quellen ausgewertet: die Personalakte im *Staatsarchiv München* (StArchM), die Studentenakte im *Universitätsarchiv München* (UAM); die Akten zum *Frauenseminar für soziale Berufsarbeit* im *Institut für Stadtgeschichte Frankfurt am Main* (IfS), die Akten im *Hessischen Hauptstaatsarchiv Wiesbaden* (HHSTaW), im *Hessischen Wirtschaftsarchiv Darmstadt* (HAW) und im *Bundesarchiv Berlin* (BArchB). Für die Werkbiographie wurden Zeitschriften der Landfrauenorganisationen und der ländlichen Sozialreform systematisch durchgesehen, die bisher bei der Forschung zu Kempf nicht berücksichtigt wurden.

Zu Marie Bernays, ihren empirischen Studien und ihrer Arbeit als Gründerin und Direktorin der *Sozialen Frauenschule Mannheim* liegt bisher ebenfalls kaum Forschungsliteratur vor. Es gibt neben einem kurzen Beitrag von Gabriele Fornefeld, der einen Einblick in Bernays Entwicklung seit den 1920er Jahren vermittelt⁷³, lediglich einzelne biographische Einträge⁷⁴ sowie kürzere Artikel, die sie als „Pionier“ der Sozialen Arbeit vorstellen⁷⁵ oder über ihre Arbeit als Abgeordnete der DVP im badischen Landtag berichten.⁷⁶ Die Rekonstruktion des akademischen und beruflichen Werdegang Bernays' stützt sich vor allem auf das spärliche erhaltende Material über ihr Studium (im *Universitätsarchiv Heidelberg*, UAH); auf veröffentlichte und unveröffentlichte Briefwechsel von Max und Marianne Weber (in der *Bayerischen Staatsbibliothek München*, BSB) und Marie Baum (im UAH); auf erhaltene Akten zu Bernays' Tätigkeit als Direktorin der *Sozialen Frauenschule Mannheim* und als Abgeordnete für die DVP im Badischen Landtag (im *Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe*, GLA) sowie auf Bestände des *Instituts für Stadtgeschichte – Stadtarchiv Mannheim* (ISG-StAMA). Bei letzteren handelt es sich jedoch fast ausschließlich um Kopien, da die Originalbestände Ende des Zweiten Weltkriegs fast vollständig zerstört wurden, einschließlich des Großteils der Quellen zu Bernays' Arbeit als Direktorin der *Sozialen Frauenschule Mannheim*. Für Bernays' Konversion und die Zeit nach 1933 wurde der Nachlass von Albert Schmitt OSB, Abt zu Grüssau und Wimpfen (in der *Benediktinerabtei Grüssau*, Bad Wimpfen) eingesehen, der einen Briefwechsel Bernays' mit dessen Familie beinhaltet. Wenig ergiebig war hingegen der Nachlass ihres Bruders Ulrich Bernays (im *Landesarchiv Baden-Württemberg, Abt. Generallandesarchiv Karlsruhe*, GLA), der nur einzelne relevante Briefe und Familienfotos enthält. Sowohl in der Autobiographie ihres Stief-

72 Reining (1998a–c; 2001); siehe auch Berger, Manfred (2000); Reinicke (1998b).

73 Fornefeld (2008). Fornefeld stützt sich auf Quellen, die für diese Arbeit nicht zugänglich waren.

74 So z. B. in den „Badischen Biographien“ (Schäfer, Hermann 1987) und im „Who is who der sozialen Arbeit“ (Reinicke 1998a).

75 Berger, Manfred (1999).

76 Exner, Konrad (2003; 2004).

bruders Hermann Uhde-Bernays⁷⁷ als auch in der unveröffentlichten Biographie, die ihr Bruder Ulrich Bernays über den Vater Michael verfasste⁷⁸, wird Marie Bernays jeweils nur kurz erwähnt, was charakteristisch für (Auto-)Biographien der damaligen Zeit ist, in denen in der Regel nur Begegnungen mit Persönlichkeiten, die als zeitgeschichtlich bedeutend wahrgenommen wurden, Erwähnung fanden.

2.4 Aufbau der Arbeit

In dieser Arbeit werden die Fallstudien zu den vier Pionierinnen nach ihrem Generationenzusammenhang in zwei Gruppen aufgeteilt und vorgestellt, denen jeweils ein theoretischer Teil vorangeht. In diesen werden die Entstehungskontexte und Rahmenbedingungen aufgezeigt, unter denen die empirische Sozialforschung der „Autodidaktinnen“ um 1900 entstand bzw. wie sich diese Entstehungskontexte und Rahmenbedingungen für die Generation der „Promovendinnen“ vor dem Ersten Weltkrieg verändert hatten. Der Beginn der Sozialforschung von Frauen in den Anfangsjahren des Wilhelminischen Kaiserreichs wird am Beispiel der beiden Autodidaktinnen Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth dargestellt, die Entwicklung und die veränderten Rahmenbedingungen der Sozialforschung nach 1900 und deren Stand vor dem Ersten Weltkrieg am Beispiel von Rosa Kempf und Marie Bernays. Die Fallstudien werden durch vorläufige Publikationsverzeichnisse, die einen Eindruck des Umfangs und der inhaltlichen Breite der Veröffentlichungen der vier Akteurinnen vermitteln, ergänzt.

77 Uhde-Bernays (1963[1947]).

78 Bernays, Ulrich (o. J.[1944]).

II DIE AUTODIDAKTINNEN

1 EMPIRISCHE SOZIALFORSCHUNG VON FRAUEN UM 1900

1.1 Entstehungskontexte und Rahmenbedingungen

Es waren die spezifischen Konstellationen zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs, die in Deutschland die empirische Sozialforschung von Frauen förderten und ihnen den Zugang zur Wissenschaft ermöglichten. Dabei handelte es sich zum einen um einschneidende Veränderungen in der Organisation des Wissenschaftsbetriebs¹, zum anderen um die (sozial)politische Aufbruchsstimmung, die 1890 einsetzte, nachdem Kaiser Wilhelm II. (1869–1941) mit den sogenannten „Februar-Erlassen“ den Ausbau des Arbeiterschutzes ankündigte. Über die arbeiterfreundliche(re) (Sozial-)Politik des Kaisers, mit der dieser auf die großen Bergarbeiterstreiks im Ruhrgebiet 1899 reagierte, war es zum Streit zwischen Wilhelm II. und Otto von Bismarck (1815–1898) gekommen, der zum Rücktritt Bismarcks vom Amt des preußischen Ministerpräsidenten im März 1890 führte. Wenige Monate später, im September 1890, wurde das „Sozialistengesetz“ aufgehoben, das sozialistische und sozialdemokratische Aktivitäten und Organisationen verboten hatte.

„Der Zeitgeist wurde sozial“, erinnert sich Elisabeth Gnauck-Kühne später an diese Jahre.² Über die Arbeiter- und die Frauenfrage wurde in dieser Zeit viel und kontrovers diskutiert. Im Oktober 1891 gab sich die nicht mehr verbotene *Sozialdemokratische Partei Deutschlands* (SPD) ein neues Programm, in dem sie die „Abschaffung aller Gesetze, welche die Frau in öffentlich- und privatrechtlicher Beziehung gegenüber dem Manne benachteiligen“ sowie eine wirksame nationale und internationale Arbeiterschutzgesetzgebung auf Grundlage des Achtstundentages forderte.³ Die Gewerkschaften begannen, sich zu entwickeln, die Feministin und Sozialistin Emma Ihrer (1857–1911) und der Gewerkschaftsfunktionär Carl Rudolf Legin (1861–1920) kämpften für die Rechte und die Organisation der Arbeiterinnen. Ihrer gab ab 1890 „Die Arbeit – Zeitschrift für die Interessen der Frauen und Mädchen des arbeitenden Volkes“ heraus. Auch die bürgerlichen Sozialreformbewegungen und die historische Frauenbewegung erlebten eine Hochphase, die sich in zahlreichen Neugründungen von Vereinen und Organisationen und damit in einer verstärkten Mobilisierung niederschlug. Mit der Gründung des

1 Siehe hierzu ausführlich Bruch (1980), S. 17.

2 Gnauck-Kühne (1904a), S. 32.

3 Zitiert nach Simon, Helene (1928a), S. 44f.

Evangelisch-Sozialen Kongresses 1890 und des *Volkvereins für das katholische Deutschland* 1891 entstanden zwei bedeutende Organisationen der christlich-bürgerlichen Sozialreform.⁴ 1894 wurde mit dem *Bund Deutscher Frauenvereine* (BDF) eine zentrale Dachorganisation der Frauenbewegung gegründet.⁵ Einen wichtigen Eckpunkt für die Professionalisierung und Etablierung sozialer Berufsarbeit bildete die Gründung der *Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfstätigkeit* 1893. Die Mädchen- und Frauengruppen sind gleichzeitig ein eindrückliches Beispiel für die engen wechselseitigen Verbindungen zwischen Protagonisten der bürgerlichen Sozialreform und Akteurinnen der Frauenbewegung sowie ihrer arbeitsteiligen Zusammenarbeit bei der sozialen Frage.

Ein wichtiges Zentrum für die empirische Sozialforschung von Frauen um die Jahrhundertwende war Berlin. Berlin war *die* Großstadt des Kaiserreichs und die Stadt in Deutschland, die am stärksten von Urbanisierung und Industrialisierung und deren negativen Folgen betroffen war. Die Verelendung der Arbeiterschaft war hier am sichtbarsten. Berlin war Sinnbild für die Moderne und Inbegriff dessen, was agrarromantische Strömungen und „Großstadtfeinde“ ablehnten.⁶ Die Stadt war das politische und eines der wichtigsten wissenschaftlichen Zentren des Kaiserreichs. Die zentralen Organisationen der Sozialreform und der Frauenbewegung hatten hier ihren Sitz. An der Berliner Universität lehrten die einflussreichsten Vertreter des sogenannten „Kathedersozialismus“. Die Kathedersozialisten, wie sie ursprünglich ironisch-abwertend bezeichnet wurden, waren eine heterogene Gruppe von einflussreichen Wissenschaftlern, Beamten, Politikern, Geistlichen und Unternehmern, die sich ab 1872 um den *Verein für Sozialpolitik* gruppierten. Sie können als Vorläufer einer wissenschaftlich begründeten Sozialpolitik gelten, denn ihr gemeinsames Anliegen bestand in der Realisierung sozialer Reformen und der wissenschaftlichen Untermauerung ihrer Interventionsmethoden – vor allem durch Enqueten.⁷ Ihre umfangreichen empirischen Erhebungen, an deren methodische Herangehensweisen und deren Wissenschaftsverständnis die ersten Sozialforscherinnen anknüpften, wurden meist von Berlin aus organisiert.

Es waren überwiegend Nationalökonominnen, die im Rahmen des VfS seit Mitte des 19. Jahrhunderts umfangreiche Erhebungen durchführten, um eine Datengrundlage für die Lösung sozialer Missstände zu schaffen. Mit den Ergebnissen ihrer Erhebungen versuchten sie, die öffentliche Meinung zu beeinflussen und der Legislative Impulse zu geben. Der VfS – aber auch der ESK – bildeten sowohl in institutioneller als auch in personeller Hinsicht für Sozialforscherinnen wie Elisa-

4 Zur bürgerlichen Sozialreform, ihrer Organisationen und ihren Vereinen liegt eine Vielzahl von Arbeiten vor; siehe vor allem die grundlegenden Arbeiten von Bruch (1980; 1985). Die *Gesellschaft für Soziale Reform* (GfSR) wurde 1901 gegründet, siehe hierzu Ratz (1980).

5 Zur Hochphase der Frauenbewegung während des Wilhelminischen Kaiserreichs siehe Gerhard (1990); Gerhard (1998), S. 345 und S. 349; Wischermann (2004), S. 16.

6 Zur Stadt als Stätte der Begegnung vgl. Bruch (2006a); zu den Großstadtfeinden vgl. Bergmann (1970).

7 Prein (1992), S. 1134–1136.

beth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth wichtige Bezugs- und Orientierungspunkte.

Der VfS wurde 1872 aus Kreisen der Verwaltungsbürokratie und von Universitätsprofessoren gegründet.⁸ Er war ein loser Zusammenschluss für die ersten größeren Sozialforschungsprojekte, und da es in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg keine institutionalisierte Arbeitsstätte für sozialwissenschaftliche Forschung gab, war er während des Kaiserreichs *die* quasi-akademische Instanz für empirische Sozialforschung. Seit seiner Gründung führte der VfS kontinuierlich Erhebungen durch, an denen in der Regel Studierende aus den Universitätsseminaren von Vereinsmitgliedern beteiligt waren.⁹ Der VfS fungierte als Forum für Themenfindung und als sozialer Rahmen, in dem über die eigenen Untersuchungen fachkundig diskutiert und Kritik geübt werden konnte und das die Forschungsergebnisse einer breiteren gesellschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich machte. Von seinen Mitgliedern, die hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen und politischen Ziele sehr heterogen waren, propagierten vor allem die Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie eine soziale Ausrichtung; sie sprachen sich gegen Manchesterliberalismus und für staatliche Sozialpolitik aus. Sozialistische Gesellschaftskritik hielten sie angesichts der bestehenden sozialen Missstände zwar für berechtigt, den revolutionären Sozialismus lehnten sie jedoch ab.¹⁰

Der ESK ergänzte mit seinem Programm und seinen Zielen die Arbeit des VfS¹¹; auch personell gab es viele Überschneidungen. 1890 gegründet, war der ESK ein bedeutendes soziales Netzwerk des Kulturprotestantismus.¹² Mit seinen ca. 1.000 Mitgliedern war er – wie der VfS und im Gegensatz zum *Volksverein für das katholische Deutschland*¹³ – keine Massenorganisation. Er war ein Zusammenschluss protestantischer Sachverständiger, die mit einer theoretischen Herangehensweise nach praktischen Lösungen für die soziale Frage suchten. Zu seinen Mitgliedern gehörten Theologen, Nationalökonomien, höhere Verwaltungsbeamte und Großindustrielle. In seiner Satzung von 1891 stellte sich der ESK die Aufgabe, die sozialen Zustände vorurteilslos zu untersuchen und Lösungsvorschläge zu erarbeiten, die sich an den sittlichen und religiösen Forderungen des Evangeliums orientieren sollten.¹⁴ Sein Ziel war die Unterstützung der sozialen Gesetzgebung

8 Zu Geschichte und Zielen des VfS vgl. Conrad, Else (1906a), S. 1–33; Boese (1939); Lindenlaub (1967). Zur Bedeutung des VfS für die empirische Sozialforschung vgl. Gorges (1986); Schäfer, Ulla (1971); Schad (1972); Oberschall (1997); Kern, Horst (1982).

9 Zeisel (1975), S. 129.

10 Zu den „Kathedersozialisten“ siehe Lindenlaub (1967), S. 10 und S. 93ff.; zur Heterogenität der Gruppenmitglieder vgl. Bruch (2006c), S. 312f.

11 Simon, Helene (1928a), S. 54.

12 Zum Kulturprotestantismus und der sozialen Frage siehe die grundlegenden Arbeiten von Schick (1970); Kretschmar (1972); Hübinger (1994).

13 Zum *Volksverein für das katholische Deutschland* siehe Kapitel II 2.1.7 der vorliegenden Arbeit.

14 Satzung des ESK, in: Archiv des KDFB, Nachlass Gnauck-Kühne, 1–112–6.

Kaiser Wilhelms II. und die Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiterschaft. Gleichzeitig wollte er das weitere Anwachsen der Sozialdemokratie verhindern und die Arbeiterschaft für die Kirche zurückgewinnen.

Der ESK war vor allem in den Anfangsjahren des Kaiserreichs ein wichtiger Bezugspunkt für die Sozialforschung der Pionierinnen. Er gehörte zu den wenigen sozialpolitisch orientierten Organisationen, bei denen die Teilnahme von Frauen – wenn auch zunächst nur als Zuhörerinnen – möglich war, weil er von den Behörden nicht als politischer Verein im Sinne des Preußischen Vereinsgesetzes eingestuft wurde. Das Preußische Vereinsgesetz verbot Frauen bis 1908 die politische Betätigung, die Mitgliedschaft in politischen Vereinen oder die Teilnahme an politischen Veranstaltungen.¹⁵ Weil ihnen zu diesem Zeitpunkt auch der Zugang zur höheren Bildung und zu den Universitäten noch verwehrt wurde, waren die vom ESK seit 1893 veranstalteten sozialen Kurse ein wichtiger Anlaufpunkt für gebildete und sozial(wissenschaftlich) interessierte Frauen. Wie bei den informellen gesellschaftlichen Treffen im Haus von Gustav Schmoller hatten sie hier die Möglichkeit, Kontakte zu knüpfen und sich mit Vertretern der akademischen Sozialreform und der evangelisch-sozialen Kreise über aktuelle politische und gesellschaftlich relevante Themen auszutauschen. Allerdings gab es auch im ESK sehr konträre Ansichten sowohl über die Mitarbeit von Frauen als auch über die Haltung des ESK gegenüber der Sozialdemokratie. Nur in den ersten Jahren nach der Gründung gelang es, die beiden feindlichen Lager für eine gemeinsame Arbeit zu vereinen. An Gnauck-Kühnes Mitarbeit im ESK zeigt sich exemplarisch, wie sich ab Mitte der 1890er Jahre die Konflikte verschärften, die zur Spaltung des ESK führten.

1.2 Methodische Bezugspunkte

Bei den Enqueten des VfS, an denen sich Sozialforscherinnen wie Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth methodisch orientierten, handelte es sich in der Regel um monographische Darstellungen. Sie basierten überwiegend auf Fragebogenerhebungen, bei denen es um die Informationsbeschaffung über Teilgebiete der Gesellschaft ging. Die Verarbeitung des über Erhebungsmethoden wie Beobachtung, Gespräche und (Experten-)Fragebogen gewonnenen Datenmaterials erfolgte unter Verwendung einfacher statistischer Methoden und beschränkte sich meist auf eine rein deskriptive Darstellung. Die empirisch gewonnenen Informationen über soziale Sachverhalte wurden in eine als „Branchenanalyse“ bezeichnete historische Beschreibung der Herausbildung und Entwicklung ökonomischer und sozialer Strukturen des untersuchten Problemfeldes eingebettet. Diese Kontextualisierung ermöglichte es, die Ergebnisse in einem größeren Rahmen, als Teil einer ökonomischen und sozialen Entwicklung zu bewerten. Sie bildete die Argumenta-

15 Zum Preußischen Vereinsgesetz von 1908 siehe Gerhard (1990), S. 280f.

tionsgrundlage für die Analyse des Materials und die daraus abgeleiteten sozialpolitischen Vorschläge und stellte eine Verwissenschaftlichung des Vorgehens dar.¹⁶

Die Erhebungspraxis und die Erhebungsmethoden wurden im Austausch mit internationalen Entwicklungen und Vorbildern ausgearbeitet. Der VfS ließ vor Beginn der eigenen Untersuchungen meistens Berichte über Erfahrungen mit Erhebungsmethoden in anderen Ländern erstellen. Vor allem der ständige Blick nach England war für die deutsche Sozialreform am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts charakteristisch.¹⁷ England, das wesentlich früher als Deutschland und andere Staaten von der Industrialisierung erfasst wurde, galt als „Wiege der Nationalökonomie“.¹⁸ Der VfS knüpfte mit seinen Enqueten an die Untersuchungen englischer Sozialreformer der 1830er und 1840er Jahre an, die auch in England zwischen 1886 und 1900 – mit den Surveys von Charles Booth (1840–1916) und Benjamin Seebohm Rowntree (1871–1954) – eine erneute Konjunktur erlebten. Verglichen mit den deutschen Erhebungen waren die englischen Surveys aber wesentlich umfangreicher. Sie umfassten beispielsweise eine soziale Topographie, mit der sie durch Karten und Tabellen die Verbreitung von Armut in einzelnen Stadtteilen dokumentierten und sichtbar machten. Ein weiterer Anknüpfungspunkt für die Sozialforschung in Deutschland waren die englischen parlamentarischen Untersuchungskommissionen („Royal Commissions“), in deren Rahmen beamtete FabrikinspektorInnen Erhebungen über die Lebensverhältnisse der Fabrikarbeiterschaft durchführten. In Deutschland erstellten Fabrikinspektorinnen – zum Teil nach englischem Vorbild und nachdem ihre Stellen mühsam erkämpft worden waren – empirisch fundierte Berichte über die Arbeitsverhältnisse von FabrikarbeiterInnen.¹⁹

Auch die ersten Sozialforscherinnen in Deutschland fanden in England Vorbilder für ihre Arbeit. England war nicht nur in der Sozialreform, sondern auch beim Zugang von Frauen zur Wissenschaft dem deutschen Kaiserreich voraus. Bedingt durch die unterschiedlichen nationalen Ausprägungen der Wissenschaftssysteme war der Zugang von Frauen zur Wissenschaft in England weniger hürdenreich und die Sozialforschung von Frauen bereits früher möglich geworden.²⁰ Als Alice Salomon (1872–1948) im April 1900 in den Kreisen der bürgerlichen Frauenbewegung dafür warb, soziologische Untersuchungen nach dem Vorbild englischer Surveys in Deutschland durchzuführen, hatten Elisabeth Gnauck-

16 Vgl. in diesem Zusammenhang Weyrather (2003), S. 62–65.

17 Schöck-Quinteros (1998c).

18 Altmann-Gottheiner (1931), S. 211.

19 Siehe Kern (1982), S. 67–113. Ein Beispiel für einen solchen Bericht ist die Studie von Marie Baum (1906).

20 Siehe den frühen Bericht von Elisabeth (Altmann-)Gottheiner über „Nationalökonomie als Frauenstudium in England“ (1899). Zur Sozialforschung von Frauen in England siehe Bulmer/Bales/Sklar (1991); Yeo (1996); Fitzpatrick (1990); Lewis (1991); zur Sozialforschung von Frauen in den USA siehe Deegan (2000[1988]). Bis heute liegen kaum (international) vergleichende Untersuchungen über die frühen Sozialwissenschaftlerinnen vor. Eine Ausnahme bildet die Studie von Wobbe (1997).

Kühne und Gertrud Dyhrenfurth mit ihren Pionierstudien den Weg dafür schon geebnet.²¹

Eine der wichtigsten Wegbereiterinnen der Sozialforschung von Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth war Beatrice Webb (1858–1943). Webb gehörte von 1886 bis 1887 zu den MitarbeiterInnen des großen Survey „Life and Labour of the People of London“ (1886–1889) und machte sich mit ihren Sozialbeobachtungen und Essays einen Namen.²² Der vom Reeder und Sozialstatistiker Charles Booth überwiegend aus privaten Mitteln durchgeführte Survey gilt als eine der erfolgreichsten und monumentalsten Enqueten der frühen Sozialforschung. Die Aufmerksamkeit von Gustav Schmoller und Lujo Brentano, den einflussreichsten Kathedersozialisten, zog Webb mit ihrer Untersuchung über „Die britische Genossenschaftsbewegung“ (1893; engl. Original 1891) auf sich. Schmoller war einer der letzten „Mandarine“ des deutschen Wissenschaftssystems und entschied über die Besetzung der meisten Lehrstühle seines Fachs an deutschen Universitäten. Er war Mitbegründer und ab 1890 Vorsitzender des VfS.²³ Obwohl er die sozialistische Haltung der Autorin ablehnte, war Schmoller „ganz hingerissen“ von Webbs Studie. Selbst nach „wiederholtem Studium“ war es für ihn eine „ganz hervorragende Leistung“ und einer der „wertvollsten Beiträge“ zu diesem Thema.²⁴ Sowohl Schmoller als auch Brentano waren von Webbs wissenschaftlichen Arbeiten so überzeugt, dass sie zu Fürsprechern nationalökonomischer Frauenstudien wurden. Brentano gab später die Schriften von Webb in Deutschland heraus und veranlasste die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität München an Webb (1926).²⁵ Als „Vorbild für Frauen mit akademischen Ambitionen“²⁶ wurde Beatrice Webb zum Maßstab, an dem Sozialforscherinnen wie Sozialforscher gemessen wurden.

Ein weiteres Vorbild war die linksliberale Sozialreformerin Clara E. Collet (1860–1948), deren Arbeiten Gertrud Dyhrenfurth für die deutsche Rezeption zugänglich machte. Collet, eine Freundin von Beatrice Webb und Eleanor Marx (1855–1899), war die erste Studentin an der Londoner Universität und eine der ersten Frauen, die in England erfolgreich eine ordentliche akademische Laufbahn absolvierten.²⁷ Sie hatte wie Webb beim Survey „Labour and Life of the People of London“ von Charles Booth mitgearbeitet und das Kapitel über Frauenarbeit verfasst.²⁸ Für deutsche Sozialforscherinnen wie Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth

21 Salomon (1900).

22 Die Erhebungsphase dauerte von 1886 von 1889, die Ergebnisse wurden zwischen 1902 und 1903 veröffentlicht. Zu Beatrice Webb siehe z. B. Lepenies (1988).

23 Ringer (1983).

24 Schmoller (1893), S. 218; siehe auch Cohn (1896), S. 187.

25 Brentano an die Staatswirtschaftliche Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München am 12. November 1926, in: UAM, M–XI–64.

26 Salomon (1983), S. 74.

27 Dyhrenfurth (1896b).

28 Collet (1889).

war vor allem Collets Einbindung in die renommierten statistischen Gesellschaften, ihr beruflicher Werdegang, ihre Arbeit in staatlichen statistischen Ämtern sowie ihre Anwendung der amtlichen Statistik auf „Frauenfragen“ beispielgebend. Collet war seit 1892 Mitglied der *Royal Commission of Labour* und ab 1894 der *Royal Statistic Society*.²⁹ Anders als Webb und anders als die meisten englischen Nationalökonominnen arbeitete Collet fast ausschließlich zum Thema Frauenarbeit. Bis 1893 war sie als Assistant Commissioner bei der königlichen Untersuchungs-Kommission über die Zustände der Arbeit für das Spezialgebiet Frauenarbeit zuständig, danach als Sachverständige für die Bearbeitung der Statistiken über Frauenarbeit in der Abteilung für Arbeitsstatistik des englischen Handelsministeriums.³⁰ Ihre Sonderberichte waren innovativ, da sie neue Erkenntnisse über die (statistische) Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit erbrachten. Das lag vor allem an ihrer Herangehensweise, mit der es ihr gelang, die bis dahin von der Arbeitsstatistik nicht berücksichtigte Erwerbstätigkeit von Frauen sichtbar zu machen: Collet wertete das Datenmaterial bereits abgeschlossener Erhebungen neu aus und ergänzte diese durch eigene Erhebungen.

Ein weiteres Beispiel für den internationalen Austausch und die transnationale Entwicklung von Themen und Methoden der Sozialforschung und Sozialreform sind die Arbeiten der US-Amerikanerin Florence Kelley (1859–1932), deren Werdegang zudem auf die internationale Ausrichtung der Studien- und Berufsweg der ersten Sozialwissenschaftlerinnen verweist. Ihre soziale und wissenschaftliche Grundausbildung erhielt Kelley während eines mehrjährigen Europaaufenthalts Mitte der 1880er Jahre, während dem sie in Zürich und Heidelberg mehrere Semester Nationalökonomie und Recht studierte. Kelley war Sozialistin und stand in engem Briefkontakt zu Friedrich Engels (1820–1895). Sie übersetzte unter anderem dessen Studie über „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ ins Englische.³¹ Bekannt wurde Kelley nach ihrer Rückkehr durch ihren Kampf gegen Kinderarbeit im Rahmen ihrer Funktion als erste Fabrikinspektorin in den USA (im Staat Illinois) und als Mitglied des *Hull House*, dem von Jane Addams (1860–1935) gegründeten Women Settlement in Chicago. Das sich in und um das *Hull House* formierende Netzwerk von Sozialwissenschaftlerinnen nahm mit den unten dem Titel „Hull House Maps and Papers“ 1895 veröffentlichten sozialen Erhebungen und Skizzen die als „Social Surveys“ bezeichneten sozialen (städtischen) Übersichtsstudien vorweg, für die Ende der 1920er Jahre die Chicagoer Schule der Soziologie bekannt wurde.³² In Deutschland erschienen von Kelley um 1900 regelmäßig Artikel über die Situation und Entwicklung der US-amerikanischen Arbeiterinnenschutzbewegung und die damit korrespondierende Fabrikgesetzgebung im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“.

29 Zu Clara Collet siehe McDonald (2004).

30 Dyhrenfurth (1896b).

31 Sklar (1995), S. 86.

32 Vgl. Deegan (2000[1988]); zu den Social Surveys der Chicago School siehe z. B. Maus (1973), S. 38–43.

Für die methodische Vorgehensweise der Sozialforschung in Deutschland bis in die 1930er Jahre war, wie erwähnt, die monographische Methode charakteristisch, die auf Frédéric Le Play (1806–1982) zurückgeht, und die vor allem von Gustav Schmoller als gängige Erhebungspraxis bei den Untersuchungen des VfS durchgesetzt wurde. An Le Plays „Genauigkeit in der Protokollierung aller Vorgänge“ und seiner „Forderung nach möglichst umfassendem Quellenmaterial“ orientierten sich noch Marie Jahoda (1907–2001), Paul F. Lazarsfeld (1901–1976) und Hans Zeisel (1905–1992) bei ihrer Soziographischen über „Die Arbeitslosen von Marienthal“ (1933).³³ Der französische Soziologe und Sozialreformer Le Play führte eine fünfzehnjährige Feldforschung über das Leben der europäischen Arbeiter durch. In seinem Ergebnisbericht „Les Ouvriers Européens“ (1855) stellte er im Rahmen von Fallbeispielen 36 „typische“ Arbeiterfamilien in Form von Monographien vor, die einem einheitlichen Schema folgten: Sie umfassten eine kurze Charakteristik der Familienmitglieder nach Alter, Beschäftigung und Stellung im Haushalt sowie eine Bewertung der moralischen und sittlichen Verhältnisse. Sie basierten vor allem auf der Recherche und Dokumentation der Haushaltsbudgets der Familien, die als wichtiger Indikator für Volksernährung und Volksgesundheit galten. Dabei wurde jeder Posten, um welche Leistungen oder Nutzungen es sich auch handelte, in einen Geldbetrag umgerechnet. Verglichen mit den statistischen Tabellen der amtlichen Enqueten wirkte die monographische Darstellungsweise durch die ausführliche Darstellung der Budgets und die Auflistung des Wohnungsinventars wie ein unmittelbares Abbild des Lebens. Sie vermittelte den LeserInnen ein genaues Bild der Art und Zahl der Schlafstellen, der Bettpolster, des Kochgeschirrs und was es sonst an Hausrat gab.³⁴ Die Haushaltbudgetrechnungen bildeten die Datengrundlage für die Frage, ob und wie sich das Realeinkommen von Familien durch Einsparungen in der Konsumtion, durch bessere Haushaltsführung und Eigenproduktion verbessern ließ.³⁵

Die monographische Methode rückte den Alltag als Forschungsgegenstand in den Vordergrund; es ging nicht darum, eine möglichst große Anzahl von Fällen zu erforschen, sondern um die Erfassung und Darstellung von typischen Situationen. Die induktive Vorgehensweise der monographischen Methode war für Fragestellungen wie die Arbeiterinnenfrage hilfreich, über die noch kein größerer verwertbarer Datenbestand vorlag. Denn sie ermöglichte es, die benötigten Informationen für den eigenen Forschungsansatz durch das Sammeln von Fallbeispielen selbst zu produzieren. Das war ein Vorteil gegenüber den abstrakt-quantitativen, deduktiven Forschungsmethoden wie der Sozialstatistik, die mit einem großen zeitlichen und finanziellen Erhebungsaufwand verbunden und deshalb nur für wenige Untersuchungen anwendbar waren. Problematisch bei der induktiven Vorgehensweise

33 Zeisel (1975[1933]), S. 124.

34 Zeisel (1975[1933]), S. 123.

35 Rudolph (1986) S. 132.

waren folgende Punkte: Nach welchen Kriterien wurden die Fallbeispiele ausgewählt? Waren sie repräsentativ? An Frédéric Le Plays Studie „Les Ouvriers Européens“ wurde etwa kritisiert, dass sich seine konservativen Vorstellungen bei der Auswahl der Fälle für die Studie niedergeschlagen hätten und ihm eine Auswahl „typischer“ Familien deshalb nicht gelungen sei.³⁶ Die Schlüsse, die er aus seinem Material zog, waren daher weitgehend unrichtig; seine sozialkonservative Abneigung gegen Industrie und Fabrikarbeit ließen ihn beispielsweise die schlechten Arbeits- und Lebensbedingungen in der Hausindustrie übersehen.

Die methodische Abgrenzung von der Statistik und der statistische Denkweise spielte noch unter einem anderen Gesichtspunkt für die Sozialforschung der Pionierinnen, aber auch für die Entstehung der Soziologie eine wichtige Rolle: Die statistische Erfassung und Vermessung von Wirtschaft und Gesellschaft war Ende des 19. Jahrhunderts fester Bestandteil der Sozialforschung, jedoch gleichzeitig umstritten. Bei den methodologischen Auseinandersetzungen ging es um die Weiterentwicklung der rein ordnenden quantitativen Statistik. Die bekannteste Kontroverse war die zwischen Adolphe Quetelet (1796–1874), einem Vertreter der Moralstatistik, und Auguste Comte (1798–1857), der eine aussagekräftige empirisch und theoretisch fundierte Gesellschaftsanalyse forderte.³⁷ Comte grenzte sich mit seiner mehr geschichtsphilosophisch ausgerichteten Soziologie explizit von der seines Erachtens einfachen Statistik Quetelets, der „Physique sociale“, ab. Comte hat seinen Ansatz allerdings methodisch nicht konkretisiert, er wurde erst von Émile Durkheim ausgearbeitet. Dessen Forderung, dass das Soziale nur durch das Soziale zu erklären sei, findet sich in den Grundzügen bereits bei Comte.³⁸

In Deutschland waren es vor allem Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie, die sich von den – von ihnen als „Tabellenknechte“ abgewerteten – Anhängern der quantifizierenden amtlichen Sozialstatistik abgrenzten.³⁹ Sie kritisierten die Beliebigkeit und die mangelnde Aussagekraft der reinen Auflistung von Zahlen.⁴⁰ Allerdings gingen sie mit ihren Forderungen nicht so weit wie Comte. Ernst Engel (1821–1896), ein Mitglied des *Preußischen Statistischen Bureaus* in Berlin, griff Quetelets Anregung auf, Haushaltbudgets von Arbeiterfamilien zum Gegenstand sozialstatistischer Erhebungen zu machen. Mit einer Synthese zwischen der „toten Zahlenreihen“ statistischer Erhebungen und des lebendigen Inventars der monographischen Methode versuchte Engel, die

36 Kern, Horst (1982), S. 53ff.; Maus (1973), S. 29; Zeisel (1975[1933]), S. 122; Reuß (1913), S. 277.

37 Zur Bedeutung von Sozialstatistik und statistischer Denkweise als wichtige Teile der Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung siehe Schäfer, Ulla (1971); Desrosières (2005[1993]).

38 Maus (1973), S. 21–23. Zur frühen feministischen Kritik der französischen Soziologin Jenny P. d'Héricourt (1809–1875) an Auguste Comte siehe Arni/Honegger (1998).

39 Maus (1973), S. 24; vgl. König (1973), insb. S. 9.

40 Zur Kritik an der Sozialstatistik siehe z. B. Oberschall (1997), S. 31–33 und S. 78–82; Kern, Horst (1982), S. 37–66.

Aussagekraft der Statistik zu erhöhen und Erkenntnisse über gesellschaftliche Zusammenhänge zu gewinnen. Demographie als wissenschaftliche Beschreibung der menschlichen Gemeinschaft bestand für ihn aus der einfachen Darstellung sozialer Sachverhalte, die durch Beobachtungsmaterial abgebildet wurden.

Nach 1890 waren es in Deutschland, so eine zentrale These Horst Kerns (1982), vor allem wissenschaftliche Außenseiter, die mit ihren Studien Impulse zur Entwicklung der empirischen Sozialforschung setzten. Ihre Problemformulierung und Auswahl der Forschungsgegenstände zeichnete sich durch ein verändertes Erkenntnisinteresse aus. Vertreter religiöser Organisationen und Protagonistinnen aus den Kreisen der Frauenbewegung machten den psychologischen Zustand der Arbeiterklasse und deren moralische Verhältnisse sowie das große Feld der Frauenarbeit zum Forschungsgegenstand. Dies führte um 1900 zu einer wachsenden Vielfalt in der Sozialforschung. Die bekannte Untersuchung von Paul Göhre (1891) korrespondierte beispielsweise mit einer Veränderung der Probleme der Arbeiterklasse: Nicht mehr Massenarmut und zunehmende Verelendung standen nun im Vordergrund, sondern die soziale und moralische Entwurzelung durch die Arbeit in den Fabriken und das Leben in der Stadt.⁴¹

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die materialistische Empirie von Friedrich Engels und Karl Marx (1818–1883) gezeigt, dass eine andere Betrachtungsweise des Datenmaterials zu anderen Erkenntnissen führen konnte: „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1892) und das 8. Kapitel des ersten Bands von „Das Kapital“ (1867) basierten in erheblichem Umfang auf den Ergebnissen von Untersuchungen englischer Sozialreformer und amtlicher Einrichtungen der 1830er und 1840er Jahre.⁴² Obwohl sie die bürgerliche Sozialreform ablehnten, hatten Engels und Marx den Nutzen der bürgerlichen Erhebungen erkannt und keine Bedenken, die eigene Argumentation auf dem empirischen Datenmaterial aufzubauen, das die von ihnen kritisierten und verspotteten liberalen englischen Sozialreformer in ihren Enqueten zusammengetragen hatten. Mit ihrer Verwendung des Datenmaterials der Enqueten demonstrierten Engels und Marx, dass sich deren Ergebnisse subversiv verarbeiten und gegen die ursprünglichen Ziele der bürgerlichen Sozialforscher wenden ließen. Neu an der Vorgehensweise von Engels und Marx war, dass sie – ähnlich wie später Clara E. Collet – das empirische Datenmaterial nach einer soziologischen Fragestellung, d. h. nach den Merkmalen des Klassenkampfes, ordneten und dadurch anders akzentuierte Ergebnisse erhielten.⁴³ Im Gegensatz zu Engels und Marx setzte die Historische Schule der Nationalökonomie bei ihren empirischen Untersuchungen in Deutschland auch zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs noch auf eine induktive Vorgehensweise; sie erfasste einzelne empirische Fakten, fasste sie zusammen und

41 Oberschall (1997), S. 27f. Zu Paul Göhres Studie siehe Kapitel II 2.2.1 der vorliegenden Arbeit.

42 Kern, Horst (1982), S. 79–83; vgl. Maus (1973), S. 27.

43 Zeisel (1975[1933]), S. 117; Kern, Horst (1982), S. 81.

nahm dies als Grundlage für eine (sozialpolitische) Beurteilung und für Handlungsvorschläge.

Die Mitarbeit von Frauen in der Nationalökonomie und der Nutzen ihrer Sozialforschung für die Wissenschaft wurde paradoxerweise mit Argumenten der Geschlechterdifferenz begründet: Beides wurde im Zusammenhang mit einer umfangreicheren Methodendebatte verhandelt, bei der es um die Frage einer größeren Objektivität und eines zurückhaltenden wissenschaftlichen Selbst durch neue Beobachtungstechniken und Instrumente ging.⁴⁴ Die Vertreter der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie mussten sich in dieser Diskussion gegenüber Positionen verteidigen, die in der Ausrichtung auf soziale Fragen und der sozialpolitischen Parteinahme eine Bedrohung des wissenschaftlichen Charakters des Fachs sahen.⁴⁵ In den Augen vieler Kathedersozialisten war die Sozialforschung der kameralistischen Universitätsstatistiker und der Moralstatistik in der Tradition Quetelets mit ihrer Herangehensweise, wirtschaftliche und soziale Probleme allein durch mathematische Formeln lösen zu wollen, an ihre Grenzen gestoßen. Von der Mitarbeit der Frauen erhofften sie sich eine methodische Erweiterung und innovative Anstöße für die Weiterentwicklung der Disziplin. Die „Mütterlichkeit“ und die Soziale Arbeit der Frauen schien nötig zu sein, um die bürgerliche Sozialreform wirksam werden zu lassen. Nationalökonomien wie Gustav Schmoller wurden deshalb zu Unterstützern der Frauenbewegung und zu Mitstreitern für die Sozialforschung und den sozialen Beruf bürgerlicher Frauen.⁴⁶

Einer der wichtigsten Mentoren des sozialwissenschaftlichen Frauenstudiums war Heinrich Herkner.⁴⁷ In seiner eingangs erwähnten Antrittsvorlesung an der Züricher Universität verknüpfte er das nationalökonomische Frauenstudium und die Sozialforschung von Frauen ausdrücklich mit den Anliegen und dem historisch-qualitativen Methodenverständnis der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie und begründete, weshalb gerade Frauen besonders geeignet seien, die sozialen Probleme der Modernisierung und Industrialisierung in der Perspektive der Geschlechterdifferenz zu untersuchen. Für Herkner war die klassische Nationalökonomie ein „studierstuben- oder büromäßiges, schablonenhaftes, kaltes, unwahres Gepräge“, das die Gesellschaft nicht als einen „von allen menschlichen Leidenschaften bewegten Organismus, sondern [nur] als ein starres Skelett“ erfassen könne. „In der entgegengesetzten Neigung der Frau, das Besondere, das Persönliche voranzustellen, die Dinge mehr mit dem Gefühle als mit dem Verstande zu packen“, sah Herkner das der Wissenschaft fehlende Mittel für die Ana-

44 Siehe hierzu ausführlich Daston/Galison (2007); siehe auch Kapitel III 1.3 der vorliegenden Arbeit.

45 Siehe in diesem Zusammenhang die Ausführungen von Schmoller (1897).

46 Peters (1984), S. 502. Zu den Förderern des nationalökonomischen Frauenstudiums siehe etwa Albisetti (1998), S. 204–237.

47 Vgl. z. B. den Nachruf auf Herkner von Leubuscher (1932).

lyse und Diagnose der gesellschaftlichen Entwicklung.⁴⁸ Frauen könnten, so Herkner, gerade deshalb „Tatsachen ermitteln, die männlichen Forschern zweifellos verborgen geblieben“ waren.⁴⁹ Die spezifische Kompetenz der Frauen lag in seinen Augen in ihrem schärferen Blick und ihrem besseren Zugang zum Forschungsfeld der weiblichen Arbeits- und Lebensbedingungen.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kam auch Marianne Weber, die in ihrem Dialog mit Georg Simmel über die „objektive“ und „subjektive“ Kultur auf den eigenständigen und innovativen Beitrag der Frauen zur Entwicklung der Wissenschaften hinwies. In ihrer Argumentation ging Weber von methodischen und nicht von psychologisch-anthropologischen Überlegungen aus. Der „weibliche Standpunkt“ unterschied sich für sie vom männlichen durch die Art der Betrachtungsweise. Da Frauen andere Wertgesichtspunkte hätten, an denen sie ihre Arbeiten orientieren und das Tatsachenmaterial strukturieren, würden neue Fragen aufgeworfen und neue Wertmaßstäbe gesetzt. Dadurch erscheine Bekanntes in einem neuen Licht und werde Unbekanntes als kulturbedeutsam erkennbar.⁵⁰ In den zeitgenössischen Diskussionen über die Beteiligung von Frauen an der Wissenschaft wurde davon ausgegangen, dass die Sozialpolitik und die empirische Sozialforschung das „adäquateste“ Arbeitsgebiet für Frauen in der Nationalökonomie seien, weil sie dort ihre „besten Leistungen“ erbringen könnten.⁵¹

1.3 Theoretische und politische Bezugspunkte

Die Sozialforschung und die sozialpolitischen Konzepte von Elisabeth Gnauck-Kühne und Gertrud Dyhrenfurth wurden von den zeitgenössischen sozial- und bildungspolitischen, philosophischen und wissenschaftlichen Debatten beeinflusst. In ihren sozialen Analysen und in ihrer Sicht auf gesellschaftliche Entwicklungen klingen die (sozial)darwinistischen Ideen und die Rhetorik von Charles Darwin und Herbert Spencer an, die damals das intellektuelle Klima an den und außerhalb der Universitäten bewegten.⁵² Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth führten – wie Alice Salomon – in ihrem Werk die Idee des sozialen Friedens in der

48 Herkner (1899), S. 30–32. Viele Beiträge zur Geschichte von Frauen in der Nationalökonomie greifen die von Herkner in seinem Vortrag behandelten Fragen auf: Was haben Frauen bis jetzt auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Nationalökonomie geleistet? Was ist das Studium der Nationalökonomie imstande, den Frauen zu bieten? Welchen Einfluss wird die zunehmende Beschäftigung der Frauen mit nationalökonomischen Problemen vermutlich auf die allgemeine gesellschaftliche Entwicklung ausüben? Siehe z. B. Altmann-Gottheiner (1931); Rudolph (1986); Bergmeier (1997).

49 Herkner (1899), S. 240; siehe hierzu auch Herkner (1912), S. 130; Bäumer (1914a), S. 157f.; Bergmeier (1997), S. 188–190.

50 Weber, Marianne (1919b[1904]), S. 5f.; Weber, Marianne (1919c[1913]), S. 108; vgl. Gilcher-Holtey (2004), S. 35.

51 Altmann-Gottheiner (1931), S. 218.

52 Zur zeitgenössischen Konjunktur sozialdarwinistischer Idee siehe Oberschall (1997), S. 29.

Tradition der englischen Sozialphilosophie mit dem Konzept des Kathedersozialismus und der spezifisch deutschen Theorie der „geistigen Mütterlichkeit“ zusammen. Von der englischen Settlement-Bewegung übernahmen sie die Idee der Wiederherstellung persönlicher Kontakte zwischen Bürgertum und Arbeiterklasse.⁵³ Wie die Kathedersozialisten und die englischen Sozialphilosophen waren Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth davon überzeugt, dass die soziale Frage im Wesentlichen eine Bildungsfrage sei.⁵⁴ An Thomas Carlyle (1795–1881) und Arnold Toynbee (1852–1883) anknüpfend gingen sie davon aus, dass der Weg zum sozialen Frieden in der Erziehung des „Volkes“ lag. Für Gnauck-Kühne ergab sich aus der sozial-christlichen Bildung die persönliche Verpflichtung, „an der Beseitigung des sozialen Spannungszustandes“ mitzuwirken. Die „soziale Versöhnung“ sollte durch auf sozial-christlicher Bildung basierende „soziale Gesinnung und soziale Arbeit“ erreicht werden.⁵⁵

Sozialforscherinnen wie Gnauck-Kühne und Dyhrenfurth leiteten aus ihrer privilegierten sozialen Stellung die Verpflichtung zum Engagement für die Arbeiterinnen ab. Wissenschaftliche Arbeit war für sie nicht nur Medium ihres sozialen Einsatzes, sondern auch Ausdruck ihrer politisch-moralischen Überzeugungen.⁵⁶ Sie und ihre Mitstreiterinnen aus der gemäßigten bürgerlichen Frauenbewegung fühlten sich deshalb besonders von der sozial-ethischen oder historisch-ethischen Ausrichtung der jüngeren Historischen Schule der Nationalökonomie angesprochen, die offenkundig und bewusst politisch ausgerichtet war.⁵⁷ Sie analysierte und bewertete die empirischen Daten vor dem Hintergrund historisch-spezifischer Entwicklungen, vor allem jedoch unterlag die Deutung der Daten einer politisch-moralischen Bewertung. In ihren wissenschaftlichen Untersuchungen lagen die politischen Urteile bereits in der Verallgemeinerung der wissenschaftlichen Ergebnisse und wurden nicht erst anschließend vorgenommen.⁵⁸ Ihre Vertreter sahen sich in der Rolle eines Arztes, dessen Aufgabe es sein sollte, für die Gesundheit der Gesellschaft zu sorgen.⁵⁹ Ihre sozialreformerische Aufklärungsarbeit richtete sich mehr an die politisch-soziale Moral des Großbürgertums und weniger an die fachwissenschaftliche Gelehrtenschaft.⁶⁰ Sie befürworteten legislative Eingriffe des Staates in die Wirtschaft. Mit diesen sollte die Situation des Proletariats verbessert und die soziale Frage durch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Emanzipation der Arbeiterklasse entschärft, vor allem aber ein weiteres Anwachs-

53 Vgl. Sachße (2003), S. 111–120.

54 Bruch (1985), S. 115.

55 Gnauck-Kühne (1909a), S. 124.

56 Lepenies (1988), S. 26.

57 Siehe z. B. Bäumer (1933), S. 199.

58 Gorges (1986), S. 212; zur engen Verflechtung von Wissenschaft und Politik siehe Bruch (2006c).

59 Wilbrandt (1916).

60 Hinrichs (1981), S. 88.

sen der sozialistischen und marxistischen Bewegung und ein revolutionärer Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung verhindert werden.⁶¹

Vor allem Gnauck-Kühnes sozialpolitische Vorstellungen orientierten sich an den sozialkonservativen Positionen des VfS. In Abgrenzung zu sozialliberalen Positionen bezeichnete die sozialkonservative in diesem Zusammenhang einen gesellschaftspolitischen Standpunkt, für den Gustav Schmoller stand, die sozialliberale Richtung wurde durch Lujo Brentano und Max Weber vertreten. Die beiden Richtungen vertraten zum einen in der Frage nach der Trennung von wissenschaftlicher Analyse und sozialpolitischer Bewertung, zum anderen bei der Rolle und dem Umfang staatlicher (sozial)politischer Interventionen unterschiedliche Positionen. Der Konflikt um die „Werturteilsfreiheit“ war mit gegensätzlichen Einschätzungen des modernen Kapitalismus, der Rolle der preußisch-deutschen Bürokratie und vor allem der Ziele der Sozialpolitik verbunden. Gemeinsam kämpften beide Richtungen für die soziale Sache und richteten sich dabei gegen Reaktion und Revolution, d. h. sowohl gegen den Einfluss der sich aus Großindustriellen, Großgrundbesitzern, hohen Beamten und Militärs rekrutierenden konservativen Eliten als auch gegen eine dem revolutionären Umsturz verpflichtete sozialdemokratische Arbeiterbewegung.

Während die Sozialkonservativen mehr die Wohlfahrt des Ganzen verfolgten, setzten die Sozialliberalen mehr auf die Wohlfahrt des Einzelnen.⁶² Gustav Schmoller sah in staatlichen Regelungen und Interventionen zum Schutz von sozial Schwachen den sozialpolitischen Ansatz zur Lösung der sozialen Frage. Er machte sich für die staatliche Regelung des Arbeitsvertrags, die Einführung von Fabrikgesetzen und die Kontrolle von Banken und Handel stark und forderte staatliche Bildungs- und soziale Wohnungsprogramme. Das Beamtentum als Vertreter der Staatsidee hatte in Schmollers Konzepten eine privilegierte Rolle. Seine Wirtschaftsethik der verteilenden Gerechtigkeit zielte nicht auf individuelle Lebenschancen, sondern auf Gemeinschaften, kollektive Zwecke und staatliche Wohlfahrtsbürokratien.⁶³ Die Sozialliberalen um Lujo Brentano setzten sozialpolitisch dagegen mehr auf Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit. Für sie war der Konflikt gesellschaftlicher Interessen weniger durch staatliche Intervention als vielmehr durch Integration aller Gesellschaftsgruppen auf der Grundlage der Rechtsgleichheit zu verhindern, sowie durch eine allmähliche Modernisierung und Anpassung des politischen Systems an den ökonomischen Wandel. Ihre Entwürfe zielten auf eine dem kapitalistischen Industriestaat adäquate Ordnung ab, d. h. auf geregelte Konkurrenz und politische Partizipation kollektiv organisierter gesellschaftlicher Interessen, vor allem aber auf die „Institutionalisierung des Klassenkonflikts“ (Dahrendorf) bei aufrechtzuerhaltender bürgerlicher Dominanz. Staatliche Eingriffe hatten sich in ihren Augen auf die Schaffung und Wahrung gleicher

61 Vgl. z. B. Weber, Marianne (1984[1926]), S. 135.

62 Zu den Unterschieden zwischen den sozialliberalen und sozialkonservativen Positionen im VfS siehe Krüger, Dieter (1983), S. 15–17; Lindenlaub (1967), S. 434ff.

63 Hübinger (1993), S. 31f.

Bedingungen für den geregelten Konflikt gesellschaftlicher Gruppen zu beschränken und die wirtschaftliche Entwicklung auf keinen Fall zu behindern.⁶⁴

Beiden Richtungen ging es um die Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellschaft. Für die sozialpolitischen Entwürfe bedeutete das, dass die soziale Frage mit der Arbeiterfrage identifiziert und von der Armenfrage – als dem Problem randständiger Gruppen – getrennt wurde. Bei der Betonung des Strebens nach sozialem Frieden und der Verbesserung der Situation der Arbeiter galt das Interesse nicht der Masse der Pauperisierten, sondern einer kleinen Elite der Arbeiterschaft. Bei der sozialen Unterstützung und Förderung wurde ein Unterschied zwischen „würdigen“ und „unwürdigen“ Armen bzw. Arbeitern gemacht. Die Förderung der „würdigen“ Arbeiter sollte die soziale Kluft zwischen besitzender und nicht-besitzender Klasse verringern und die Differenzen innerhalb der Arbeiterklasse betonen.⁶⁵

Die Idee einer von der biologischen Mutterschaft losgelösten Mütterlichkeit war eine Metapher für spezifisch weibliche Eigenschaften und Fähigkeiten von Frauen, die diese außerhalb der Familie in der Gesellschaft zur Geltung bringen sollten.⁶⁶ Sie wurzelte in den pädagogischen Reformideen Friedrich Fröbels (1782–1852), für den mütterliche Erziehungskompetenzen nicht an die leibliche Mutterschaft gebunden waren.⁶⁷ Seit der Definition des im 17. Jahrhundert als Gegenbegriff zur Natur entwickelten Kulturbegriffs galten Frauen als der Natur verhaftet, während Männer als die alleinigen Kulturschaffenden angesehen wurden.⁶⁸ Mit dem von der Frauenbewegung entwickelten Konzept der „organisierten Mütterlichkeit“, das an Fröbel anknüpfte, wurde eine vermeintlich spezifische Kulturleistung von Frauen begründet, indem der „natürlichen“ Disposition der Frauen zur Mutterschaft eine gesellschaftlich relevante „kulturschaffende“ Aufgabe zugeschrieben wurde. Diese bezog sich auf eine „geistige Mütterlichkeit“, die von der biologischen Mutterschaft abgekoppelt wurde. Das Konzept ermöglichte den Frauen die Erfüllung ihrer „wahren weiblichen Berufung“ ohne auf die Ehe angewiesen zu sein und öffnete ihnen unter anderem das weite Berufsfeld der Sozialen Arbeit.⁶⁹ Gleichzeitig beinhaltete es eine Kritik am männlich konnotierten technischen Fortschrittsglauben, dem die Schuld an der sozialen Krise zugeschrieben wurde. Das Konzept der Mütterlichkeit stand in einem argumentativen Zusammenhang mit der Bewertung der Fabrikarbeit von Frauen, die in weiten Kreisen der Bevölkerung, aber auch von der bürgerlichen Frauenbewegung abge-

64 Dahrendorf (1957), S. 70ff. und S. 198ff.

65 Sachße (2003[1986]), S. 88f. und S. 134f. Die Aufteilung in „gute“ und „schlechte“ Arbeiter wurde bereits im 14. Jahrhundert von der christlichen Literatur eingeführt.

66 Zur „organisierten Mütterlichkeit“ im Kaiserreich siehe Allen (2000); Peters (1984); Sachße (2003); Stoehr (1983).

67 Siehe z. B. Becker, Liane (1911), S. 55.

68 Siehe in diesem Zusammenhang die grundlegenden feministischen Analysen zur Polarisierung und Ordnung der Geschlechter von Hausen (1976) und Honegger (1996[1991]).

69 Schneider-Ludorff (1995), S. 384 und S. 391–393.

lehnt wurde. Helene Lange (1848–1930) diente beispielsweise die Arbeit von Müttern in der Fabrik als Argument für eine Modifizierung der Forderungen der Frauenbewegung: Es ging ihr weniger darum, (Erwerbs-)Arbeit als Menschenrecht für Frauen einzuklagen, sondern vielmehr um die Forderung nach (dem Recht) der Ausübung einer vermeintlich „weiblichen Kultur“.⁷⁰

Die Sozialforscherinnen entwickelten ihre sozialen Analysen vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Vorstellungen von Familie, Arbeit und Geschlecht. Sowohl ihre Biographien als auch ihre empirischen Studien und ihre sozialpolitische Arbeit waren, wie die Fallstudien in den nächsten Kapiteln zeigen, durch die Infragestellung von Traditionen und durch Grenzverschiebungen gekennzeichnet. Das lässt sich wegen ihrer gemäßigten Haltung und ihrem Lavieren zwischen modernen und antimodernen Positionen leicht übersehen. Wie Max Weber waren sie davon überzeugt, dass die „Brechung der Traditionen“ immer „am besten im Namen traditionell akzeptierter Wertvorstellungen“ gelang.⁷¹ Denn jede Neuerung unterliegt als abweichendes Verhalten, das im Widerspruch zu tradierten Normen steht, einem Sanktionsdruck und muss sich daher legitimieren. Dies gelingt am besten durch die Bezugnahme auf Traditionen, worauf Max Weber hingewiesen hat:

„Einmal fühlt sich der Neuerer und Abweichler durch die Bezugnahme auf die Wertbegründung für sein Handeln selbst legitimiert, zum anderen kann er unter Umständen durch den Hinweis auf diese Wertvorstellungen den Sanktionsdruck der Umwelt auf sein Handeln abwehren, unterlaufen, entlegitimieren. Für die Durchsetzung einer Neuerung ist das Selbstbewusstsein des Neuerers von großer Bedeutung.“⁷²

Die Arbeit der Sozialforscherinnen wurde von ihren Zeitgenossen als Traditionenbruch empfunden; das zeigen schon die Anmerkungen der Herausgeber, mit denen diese den Abdruck von Artikeln von Frauen rechtfertigten.⁷³ Die Grenzverschiebungen und die vorsichtige Argumentation und Begründung der Sozialforscherinnen für erweiterte Handlungsspielräume von Frauen zeigten sich insbesondere in ihren Analysen zur Frauenarbeit, in denen die Auswirkungen der Erwerbstätigkeit von Frauen auf Familie und Gesellschaft eine zentrale Rolle einnahmen. Die Familie war im Rahmen des Strukturwandels der Öffentlichkeit seit Beginn der Moderne als elementarer Bestandteil der Durchsetzung einer bürgerlich-patriarchalen Ideologie nach den Vorstellungen einer hierarchischen Ordnung der Geschlechter neu strukturiert worden.⁷⁴ Die restaurative und konservative Staatslehre und Philosophie sah in der Familie die Keimzelle des Staates und betonte die Bedeutung der Familie – hauptsächlich vermittelt über Eigentumsrechte im Zusammenhang mit der Vererbung – für die Stabilisierung des autoritären Staa-

70 Weyrather (2003), S. 73f.

71 Lepsius (1990), S. 38f.

72 Weber, Max (1995), S. 168; vgl. Lepsius (1990), S. 39.

73 Dyhrenfurth (1899a).

74 Habermas (1999[1990]); vgl. Gerhard (1997).

tes.⁷⁵ Die Aufteilung zwischen öffentlichem und privatem Bereich, zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre mit den entsprechenden geschlechtsspezifischen Zuständigkeiten und der damit einhergehende Ausschluss der Frauen aus der Öffentlichkeit sowie ihre Unterordnung unter den Mann, waren zu Beginn des Wilhelminischen Kaiserreichs weitgehend abgeschlossen.⁷⁶

Die Arbeiten des Volkskundlers und Journalisten Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) sind ein gutes Beispiel dafür, wie empirische Studien im 19. Jahrhundert zur Begründung eines normativen Bezugsrahmens für die Bewertung von Frauenarbeit und Familie und zur Durchsetzung patriarchal-konservativer Vorstellungen in Bezug auf die Familie und die Bestimmung der Frau dienten. Die Frauenarbeit wurde dabei zum Feld, auf dem die Bestimmung der Frau und ihre Disziplinierung in Form einer Verhäuslichung ausgehandelt wurde. Riehls mehrbändige empirische Reisestudie „Naturgeschichte des deutschen Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik“ (1851–1869) entstand unter dem Eindruck der französischen Julirevolution sowie der Revolution von 1848. Sie war auch eine Reaktion auf die entstehende Frauenbewegung, die er ablehnte. Die empirischen Ergebnisse seiner Studien bildeten die Argumentationsgrundlage für seine sozial-konservativen Reformpläne, in deren Zentrum die Erhaltung der von ihm als gefährdet wahrgenommenen Familie als zentrale Institution der gesellschaftlichen Ordnung stand.⁷⁷ Riehl entwarf ein für alle Familien in Deutschland geltendes Universalmodell, das er auf die empirischen Beobachtungen während seiner Reisen über die noch intakte patriarchale Ordnung der bäuerlichen Familie stützte. Dabei versuchte er, die ausschließliche Familienbestimmung des weiblichen Geschlechts zu belegen; der Frauenerwerbsarbeit lastete er dagegen die Auflösung und Desorganisation der Familie an. Mit seinem konservativen Familienbild und seinem Entwurf einer konservativen Sozialpolitik, deren Kernstück die Theorie der unangefochtenen väterlichen Autorität bildete, beeinflusste Riehl nachhaltig die Ideologie des deutschen Bürgertums. Lange Zeit bildete sie den nicht mehr hinterfragten normativen Bezugsrahmen für Untersuchungen, die sich mit den Auswirkungen der sozialen Frage und der Frauenerwerbsarbeit auf Familie und Geschlechterrollen befassten.⁷⁸

Für die wissenschaftlich-fachliche Bewertung der Sozialforschung von Frauen spielten die Debatten über Geschlechtscharaktere, die das 19. Jahrhundert dominierten, eine wichtige Rolle. Der Nationalökonom Lorenz von Stein (1815–1890) betonte in seinem Vortrag über „Die Frau auf dem Gebiet der Nationalökonomie“ (1875) die gesellschaftliche und ökonomische Trennung von männlicher Produktions- und weiblicher Reproduktionssphäre. Mit seiner Idealisierung der Frauenarbeit im Haus wurde gleichzeitig die „unproduktive“ Rolle der Frauen für die

75 Gerhard (1978), S. 139–153.

76 Gerhard (1978), S. 139; Wagner (1995), S. 74ff.

77 Zeisel (1975[1933]), S. 123; zu Riehls Bedeutung für die Familiensoziologie siehe Gerhard (1978), S. 148–152.

78 Gerhard (1978), S. 81ff.; Gerhard (1998), S. 347.

Zwecke der Nationalökonomie festgeschrieben.⁷⁹ Die Wahrnehmung ihrer Arbeit nicht als Beitrag zum Allgemeinen, sondern zum Besonderen wirkte sich auch auf den Platz aus, der ihnen in der Wissenschaft zugestanden wurde. Sie führte zur Spaltung der Soziologie in eine allgemeine Gesellschafts- respektive Männerlehre und eine besondere, abgesonderte Familien- respektive Frauenlehre.⁸⁰ Die Konsequenz dieser Arbeitsteilung war, dass bei der allgemeinen empirischen Soziologie die männlichen industriellen Arbeitsverhältnisse im Zentrum der zu erforschenden sozialen Frage standen; die unter dem Begriff der „Frauenfrage“ subsumierten weiblichen Arbeitsverhältnisse galten dagegen als eine fachspezifische Differenzierung und wurden damit zu einem (für die männlichen Experten) randständigen Themenfeld.⁸¹

79 Vgl. Gerhard (1978), S. 64–68.

80 Gerhard (1978), S. 150–152; Honegger (1994), S. 75f.

81 Rummler (1984), S. 15f.; vgl. Costas/Roß/Suchi (2000).

2 ELISABETH GNAUCK-KÜHNE (1850–1917)

2.1 Sozialwissenschaftlerin, Sozialpolitikerin und Pädagogin

Elisabeth Gnauck-Kühne war als Frauenrechtlerin, Wissenschaftlerin und Sozialpolitikerin, die konfessions- und klassenübergreifend agierte und anerkannt wurde, im Wilhelminischen Kaiserreich eine Ausnahmerecheinung.¹ Sie gilt als Wegbereiterin der evangelischen und katholischen Frauenbewegung und als die „erste Sozialpolitikerin im modernen Sinn“.² In Deutschland war sie die Erste, die sich mit der Frauenfrage im „wissenschaftlichen Geist des Kathedersozialismus“³ auseinandersetzte. Dabei verband sie empirische Sozialforschung mit sozialpolitischen Forderungen. Sie war auch eine der ersten Soziologinnen, denn es ging ihr um die „Durchdringung menschlicher Wechselbeziehungen in Geschichte und Gegenwart: der Geschlechter zueinander, der Klassen, der religiösen und weltlichen Gemeinschaftsbildung in ihrer Bedeutung für Individuum und Gesellschaft“.⁴

Ihre WegbegleiterInnen erlebten Gnauck-Kühne als impulsive, zwiespältige und widersprüchliche Persönlichkeit. Sie selbst bescheinigte sich, schon als Kind habe sie entweder „geliebt“ oder „gehasst, Mitteltöne gab es nicht“.⁵ Selbst engen Freundinnen wie Gertrud Dyhrenfurth gelang es nicht, „ein übereinstimmendes Bild von ihrem Wesen zu gewinnen“.⁶ Gnauck-Kühne war eine Idealistin, die mit Leidenschaft für ihre Ideen und Überzeugungen kämpfte. Wenn sie „Übelstände“ aufdeckte, dann erwartete sie, dass sich „alle Welt“ dazu aufgerufen fühlen müsse, „ihnen abzuhelfen“.⁷ Früh selbstständig geworden, war sie selten bereit, sich unterzuordnen. „Ihre Kräfte“ schienen „am Widerstand und an Gegensätzen“ zu wachsen; manche ZeitgenossInnen hielten Gnauck-Kühne deshalb für „die geborene Opposition“.⁸ Gleichzeitig war sie schnell gekränkt und konnte mit Widerspruch und Kritik nur schlecht umgehen. Einerseits wollte sie keine öffent-

1 Vgl. z. B. Dransfeld (1918); Hoeber (1917); Prégardier (1977), S. 15; Moltmann-Wendel (1988); Schmidbaur (1999).

2 Lange, Helene (1925), S. 229.

3 Gertrud Bäumer, zitiert nach Simon, Helene (1929), S. 323.

4 Simon, Helene (1928a), S. 39. Zu Gnauck-Kühne als Soziologin siehe auch Dietrich, Charlotte (1953).

5 Gnauck-Kühne (1928[o. J.]), S. 191. Siehe auch Simon, Helene (1929), S. 173: Als 14-Jährige hatte Gnauck-Kühne den Spitznamen „der Vulkan“.

6 Dyhrenfurth am 14. April 1924 an Ida Ernst, in: Archiv des KDFB, Nachlass Gnauck-Kühne, 1–111–7. Zur Persönlichkeit Gnauck-Kühnes siehe auch Simon, Helene (1928a), S. 107 und S. 149; Simon, Helene (1928b); Monteglas (1930), S. 182f.

7 Charlotte Broicher, zitiert nach Simon, Helene (1928a), S. 146.

8 Spael (1964), S. 88.